Hartmann

<36633741750018

Der arme Heinrich

des

Hartmann von Aue

übersetzt von

K. Simrock.

Mit verwandten Gedichten und Sagen.

Zweite Auflage.

Heilbronn,
Verlag von Gebr. Henninger.

Der arme Heinrich

des

Hartmann von Aue.

C

Der arme Heinrich

des

Hartmann von Aue

übersetzt von

K. Simrock.

Mit verwandten Gedichten und Sagen.

Zweite Auflage.

Verlag von Gebr. Henninger.

Heilbronn.

Vorwort.

Als die Gipfelpuncte der deutschen Literatur des Mittelalters hab ich anderswo die Nibelungen und die Gedichte Walthers von der Vogelweide bezeichnet. Als dritter Höhepunct hätte Hartmanns Armer Heinrich genannt werden sollen, ein unschätzbares Kleinod, dem die christliche Poesie kein zweites an die Seite zu stellen hat. Dantes divina comedia erfordert zuviel geschichtliches Studium und auch dann

noch schmälern Scholastik und Allegorie den Genuß. Auch der Parzival ruht auf einer Allegorie: das Königtum des Grals, das nur durch Gottes Gnade gefunden werden kann, liegt nicht im Walde Montsalvätsch, es liegt im menschlichen Herzen, und Wolfram von Eschenbach, obgleich des Lesens unkundig, hat doch sein Gedicht mit scholastischer Gelehrsamkeit fast zu reich ausgestattet. Von diesen Zeitgebrechen hat sich Hartmanns köstliches Gedicht frei gehalten, es ist wie für den heutigen Geschmack geschrieben, und wird im neunzehnten Jahrhundert mit demselben Entzücken gelesen werden wie im Anfang des dreizehnten. Nur die Verwandlungen, welche die Sprache seitdem erfahren hat, stehen seiner allgemeinen Verbreitung im Wege. Eine gelungene Uebersetzung hätte hier Rath schaffen können; aber wenn es überhaupt schwieriger ist aus dem Mittel-

hochdeutschen zu übersetzen als aus irgend einer andern Sprache, so besonders aus den kurzen Reimpaaren Hartmanns, dessen kristallklaren Wörtlein schon Gotfrid von Straßburg, sonst kein geringerer Meister, bewunderte. Mein erster Uebersetzungsversuch, Berlin 1830, hatte mich selbst nicht befriedigt wie ich es in den Worten aussprach:

Nun da so manch Jahrhundert schwand
Und das liebe deutsche Land
Wie mit andrer Zunge spricht,
Da hat das liebliche Gedicht
Ein Jünger nachgesungen.
Doch wie er auch gerungen
Mit seiner Sprache Wort und Klang,
Damit sie leicht und ohne Zwang
Im alten Maße töne
Und wieder sich gewöhne
An jenen einfach schlichten Ton,
Doch ward ihm nie so holder Lohn,

Daß er den Reiz der alten
Ihr ungeschwächt erhalten.
Allein die Sprache trägt nicht Schuld,
Er selber nur, drum habt Geduld,
Und was ihm dießmal nicht gelingt,
Vielleicht, daß er es einst erringt
Wenn Gott ihm Heil und Muße leiht;
Bis dahin, wenn ihr könnt, verzeiht —

eine zweite in meinem Altdeutschen Lesebuch in neudeutscher Sprache hatte Manches gebeßert; aber auch die hier vorgelegte wird noch viel zu wünschen übrig laßen und damit wieder auf das Original hinweisen wie es alle Uebersetzungen wollen und sollen.

Die herschende Ansicht, daß der Arme Heinrich vor dem Iwein geschrieben sei, widerstrebt mir durchaus. Wie hätte der Dichter noch einmal zu der Gehaltlosigkeit der welschen Aventüren

und ihren ermüdenden Zweikämpfen und Turnieren zurückgreifen können, nachdem ihm das Heil widerfahren war, im Armen Heinrich ein vollendetes, in jeder Weise Herz und Gemüth befriedigendes Kunstwerk hinzustellen? Es ist eine deutsche Volkssage, die er hier behandelt, keine welsche; eine vielleicht ursprünglich heidnische Opfersage, aber durch das Christentum und den Dichter selbst so glücklich umgebildet, daß die Idee vollkommen zu Tage tritt, und das Wunder, das sich hier begiebt, uns nicht mehr wundert, da es im Gedanken begründet ist. Alle Krankheit nämlich wird im Christentum nur aufgefaßt als die Folge der Sünde, und obgleich der Dichter von dem Armen Heinrich im Eingang so viel Gutes sagt, so läßt er ihn doch später selber erkennen, daß die Krankheit, die ihn befallen hat, die Miselsucht, von ihm nicht unverschuldet

ist. Diese Krankheit soll nun nach dem Glauben jener Zeit, der im Heidentum wurzelt, nur geheilt werden können durch das Blut einer reinen Jungfrau, eine Vorstellung, deren Bezug auf den Ursprung der Krankheit aus innerer Unreinheit nicht verkannt werden kann. Es wird aber die Bedingung hinzugefügt, daß jene Jungfrau sich freiwillig hingeben müße, wenn das Opfer genehm sein, ihr Blut die Heilung bewirken solle. Daß sich nun ein Kind, ein junges Mädchen findet, das sich hiezu entschließt, sich hinzugeben für ihren Herrn, das ist eigentlich ein größeres Wunder als das Wunder, das hier vollbracht werden soll, selbst; der Dichter hat es aber vortrefflich zu vermitteln gewust durch die Liebe zu dem Herrn in einem kindlich frommen Gemüthe. Was uns jedoch noch mehr einnimmt und völlig befriedigt, ist, daß

sich die Heilung nun nicht aus dem Opfer selbst ergiebt, sondern aus dem Entschluße des armen Heinrich, lieber lebenslang mit jener abscheulichen Krankheit behaftet zu bleiben als daß das Blut eines so lieben Kindes für ihn vergoßen werden sollte. Hiedurch sühnt er Alles, was er früher gefehlt haben mag, er wird dadurch innerlich rein, und da der Begriff der Krankheit als einer Folge der Sünde verlangt, daß die Uebereinstimmung des Aeußern mit dem Innern wiederhergestellt werde, so ist das Wunder der Heilung kein deus ex machina mehr: wir begreifen es vollkommen und finden es in der göttlichen Weltordnung begründet.

Hartmann erscheint uns in allen seinen Werken als die liebenswürdigste Persönlichkeit, die in der deutschen Literaturgeschichte begegnet. Eine so

seelenvolle Gemüthlichkeit, so zarte Empfindung und tief religiöse Gesinnung, die in seinem Herzen wurzelt, ihm angeboren, nicht angelernt ist, da sie, durch Reflexion unvermittelt, geradesweges aus seinem Innern sich ergießt und keiner Erweise, keiner Citate bedarf, obgleich sie ihm zu Gebote gestanden hätten, da er eine ungewöhnliche Bildung genoßen hatte: alle diese Eigenschaften sprechen uns wohl auch aus seinen übrigen Werken an; aber nirgendwo konnte er sie so geltend machen wie im Armen Heinrich. Darum war dieser Stoff wie für ihn geschaffen und im Zusammentreffen des rechten Stoffs mit dem rechten Dichter liegt die bezaubernde Wirkung dieses Gedichts. Wie tief Hartmann in seinen übrigen Werken unter Wolfram stehe, hier hat er ihn übertroffen. Und diesen Stoff verdankte der Dichter der deutschen Volks-

sage; er brauchte nicht weit darnach zu suchen, er knüpfte sich an die Familiengeschichte der Herren von Aue, deren Dienstmann er war. Es müßen also wohl solcher Sagen damals noch manche vorhanden gewesen sein, wenn unsere Dichter sich nur darnach hätten umsehen wollen, statt Kunst und Kraft in leeren welschen Abenteuern zu vergeuden.

Der arme Heinrich war nach dem Zeugnisse des Dichters in Schwaben geseßen, und so wird auch Er wie sein geliebter Dienstherr ein Schwabe gewesen sein, wozu es stimmt, daß Er zuerst sich der reinen schwäbisch-allemannischen Mundart bediente. Wenn er einmal in einem Liede von Franken als seiner Heimat spricht, so hat diese Stelle zu viel Anstoß gegeben. Der Zusammenhang zeigt, daß hier Fran-

ken das Abendland bedeutet, aus dem Saladin, wenn er noch lebte, mit all seinem Heer den Dichter nicht ins Morgenland zöge; aber die Minne gebietet ihm diesen Kreuzzug.

Bonn, am Silvesterabend 1874.

K. S.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
I. Der arme Heinrich	1
II. Verwandte Gedichte und Sagen:	
1. König Robert	85
2. Drei Legenden von der heiligen Odilie	93
3. Die Sage von Amicus und Amelius	111
III. Aus der Vorrede zur ersten Auflage	149

I.

Der arme Heinrich.

Ein Ritter war wohl so gelehrt,
Daß er in Büchern unbeschwert
Las was da geschrieben stand.
Hartmann ward er genannt
Und war zu Aue Dienstmann.
Wenn er wo Bücher gewann,
So gereut' ihn keine Mühe
Spät oder frühe
Bis er was aufgefunden,
Womit er läst'ge Stunden
Erträglich möchte machen,
Oder von solchen Sachen,
Die da Gott zu Ehren
Und die eigne Gunst zu mehren

Ihm dienten bei den Leuten.
Nun beginnt er euch zu deuten
Eine Mär, die er geschrieben fand.
Er hat sich darum genannt,
Daß er für die Müh und Zeit,
Die er auf die Arbeit
Gewandt, den Lohn erschaue,
Daß Wer sich dran erbaue
Dereinst nach seinem Ende
Zu Gott empor die Hände
Hebe für sein Seelenheil.
Man sagt, ihm werde selbst zu Theil,
Der für den Andern bete,
Was er für den erflehte.

Dieß wars, was er gelesen:
Vor Zeiten sei gewesen
Ein Landesherr in Schwaben,
Dem es durch Gottes Gaben
Gebrach an keiner Tugend,

Die ein Herr in seiner Jugend
Zu vollem Lobe haben soll.
Auch war das Volk im Land so voll
Von keines Andern Ruhme.
Zu vollem Reichtume
Kam bei ihm der Ahnen Zahl,
Wozu ihn edle Zucht empfahl.
Wie hoch ihn Reichtum stellte,
Dazu Geburt gesellte
Fürsten und Herrn im deutschen Reich,
So war er dennoch nicht so reich
An edler Abkunft und an Gut
Als an Ehr und hohem Muth.

Sein Name war der Welt bekannt:
Herr Heinrich ward er genannt
Und war von Aue geboren.
Falschheit hatte verschworen
Sein Herz und alle Niedrigkeit.
Getreulich hielt er den Eid

Bis an seinen letzten Tag:
Keinem Tadel unterlag
Seine Ehre wie sein Leben.
Ihm war die Fülle gegeben
Der weltlichen Ehren:
Die wust er noch zu mehren
Mit reiner Lehr und Tugend.
Eine Blume war er der Jugend,
Weltlicher Freude Spiegel,
Stäter Treue Siegel,
Eine ganze Krone der Zucht,
Der Nothbedrängten Zuflucht,
Den Freunden ein bewährter Schild,
Gerecht wie eine Wag' und mild,
Nichts zu wenig, nichts zu viel.
Der Ehren Last an das Ziel
Trug er getrost, wie sie auch drücke.
Sein Rath glich einer Brücke;
Er sang auch hold von Minne.
So ward ihm zum Gewinne

Aller Leute Lob und Preis,
Denn höfisch war er und weis.

Als der edle Heinrich
Unterwunden hatte sich
Der Ehren und des Gutes
Und fröhlichen Muthes
Weltlicher Luft genoß
(Mehr als der Stamm, dem er entsproß,
Gepriesen war er und geehrt),
Da ward sein hoher Muth verkehrt
In ein schmähliches Leben.
An ihm ward kund gegeben
Wie einst an Absalone,
Daß die üppige Krone
Der Herlichkeiten dieser Welt
Uns vor die Füße niederfällt,
Wenn sie in vollster Blüte ragt,
Wie es uns die Schrift besagt.
Es heißt an einer Stelle da:

„Media vita
Sumus in morte."
Uns sagen diese Worte,
Daß wir schon im Tode schweben,
Wenn man am Besten wähnt zu leben.

Was man auf dieser eiteln Welt
Für gewiss und sicher hält,
Was für unwandelbar uns galt,
Dem mangelt Festigkeit und Halt.
Man mag ein Gleichniss geschehn
Davon an der Kerze sehn,
Die zu Asche sich verzehrt
Eben da sie Licht gewährt.
So ist es mit uns Schwachen.
Seht nur wie unser Lachen
Sobald mit Weinen erlischt;
Wie unser Honig sich mischt
Mit bitterer Gallen.
Unsre Blüte muß fallen,

Wenn sie am üppigsten stand.
An Herrn Heinrich ward erkannt,
Wem das höchste Lob hienieden
Bei den Menschen ist beschieden,
Der steht bei Gott nicht hoch im Preis.
So fiel er auf sein Geheiß
Von seiner höchsten Würdigkeit
In ein schmähliches Leid:
Ihn ergriff die Miselsucht.
Als man diese schwere Zucht,
Die der Herr ihm sandte,
An seinem Leib erkannte,
Da ward er Jedermann zur Last.
Der ein so willkommner Gast
Der Welt gewesen war vordem,
Nun ward er ihr so ungenehm,
Daß Alles floh vor seinem Blick.
Auch Hiob hatte solch Geschick,
Der Edle und der Weise,
Der auch kläglicher Weise

Dem Miste ward zu Theile
Mitten in seinem Heile.

Als der arme Heinrich nun
Gewahr ward an der Leute Thun,
Daß er der Welt mißfiel, wie Alle
Ihr widerstehn in seinem Falle,
Da schied ihn sein bittres Leid
Von Hiobs Geduldigkeit.
Denn Hiob litt, der gute,
Mit geduldigem Muthe
Die Marter, die ihm ward zu Theil,
In Hoffnung auf der Seele Heil,
Sein Siechthum und die harte Noth,
Die ihm der Welt Mißfallen bot:
Er lobte Gott und freute sich.
Da that der arme Heinrich
Leider nicht wie er gethan,
Denn Harm und Trübsinn fiel ihn an.
Sein hochschwebend Herz versank,

Seine schwimmende Lust extrank,
Sein Hochmuth kam zu Falle,
Sein Honig ward zu Galle.
Ein schneller finstrer Donnerschlag
Zerriß ihm seinen vollen Tag,
Eine Wolke trüb und dicht
Verhing ihm seiner Sonne Licht.
Ihn schmerzte sehr der Schade,
Daß ihm des Glückes Gnade
Geraubt war und verloren.
Verwünscht und verschworen
Ward der Tag viel tausendmal,
Der dem Leben ihn befahl.

Ein wenig Freude blieb ihm doch,
Denn einen Trost besaß er noch,
Seit er vernahm die Sage,
Das Uebel, das ihn plage,
Sei in sich selbst verschieden,
Und oft noch Heil beschieden.

Da ward er der Gedanken voll,
Daß ihm das Herz in Hoffnung schwoll.
Er dachte, daß am Ende
Sich ihm noch Hülfe fände.
Da beschloß er es zu wagen
Und zog die Aerzte zu fragen
Eilends hin nach Montpellier.
Doch nichts zu Theile ward ihm hier
Als die üble Kunde,
Daß er nie mehr gesunde.

Das hört' er nicht gerne
Und zog gen Salerne,
Ob ihm dort der Aerzte Kunst
Schüfe neuen Lebens Gunst.
Der beste Meister, den er fand,
Sagt' ihm aber gleichzuhand
Eine seltsame Märe:
Daß er heilbar wäre
Und fände niemals doch Gedeihn.

Da sprach er: Wie kann das sein?
Was ihr sprecht, ist wunderlich.
Wenn ich heilbar bin, so heilt man mich:
Denn was erfordert werde,
Ob es Gut sei, ob Beschwerde,
Das werd ich all nicht sparen.
„Nun laßt die Hoffnung fahren,“
Sprach der Meister wiederum,
„So stehts um euer Siechthum
(Was hilfts, daß ich es kund euch thu?),
Arznei gehörte dazu,
So hülfe man euch wohl sogleich;
Niemand aber ist so reich
Noch von so klugen Sinnen,
Der sie wüßte zu gewinnen.
So müßt ihr ungeheilt verbleiben,
Will Gott euch nicht Arznei verschreiben.“

Der arme Heinrich sprach erbost:
„Was gebt ihr mir so schlechten Trost?

Ich bin so reich an Gut und Geld:
Wollt ihr nicht vor aller Welt
Euch eurer Kunst entschlagen,
Und dazu euch selbst versagen
Mein Silber und mein rothes Gold,
Ich mach euch mir damit hold,
Daß ihr mich heilt von Herzen gern."

„Der gute Wille wär nicht fern,"
Sprach zu ihm der Arzt darauf,
„Wär nur die Arznei zu Kauf,
Oder wär sie zwar nicht feil,
Könnte man zu euerm Heil
Sie irgend nur erwerben,
Ich ließ' euch nicht verderben.
Leider kann das nimmer sein:
So bleibt euch denn die Hülfe mein
Ohn alle meine Schuld versagt.
Ihr bedürftet einer Magd,
Die bei voller Mannbarkeit

Willig wär und bereit,
Daß sie den Tod für euch litte.
Nun ist es nicht der Leute Sitte,
Daß es Jemand gerne thu.
Auch gehörte weiter nichts dazu
Als des Mädchens Herzensblut:
Das wär für euer Uebel gut."

Der arme Heinrich sah wohl ein,
Das werde ganz unmöglich sein,
Solch Eine zu erwerben,
Die für ihn wolle sterben.
Die Hoffnung war ihm nun benommen,
Mit der er war dahin gekommen,
So daß ihm jetzt und lang nachher
Auf der Gesundheit Wiederkehr
Alle Aussicht entschwand.
Da nahm in ihm so überhand
Das Herzeleid und ward so groß,
Daß er sich kein schlimmer Looß

Wuste als noch länger leben.
Daheim begann er zu vergeben
Sein Erbe wie sein fahrend Gut,
Wie der eigne Sinn und Muth
Und weiser Rath ihn lehrte,
Daß er es wohl verwerthe.
Er gab es mit verständgem Sinn
Den ärmsten Verwandten hin
Und bedacht' auch fremde Armen,
Daß sich Gott erbarmen
Mög über seiner Seele Heil;
Kirchen ward der andre Theil.
So erledigt' er sich
Seines Gutes verständiglich
Bis auf ein neu gerodet Feld:
Dahin floh er aus der Welt.
Dieses jammervolle Looß,
War nicht sein eigner Kummer bloß:
Es klagt' um ihn das ganze Land
Soweit er Leuten war bekannt

Ja Alle sah man ihn beklagen,
Die von dem Herrn vernahmen sagen.

Der ferner wie bis heute
Noch baute dieß Gereute,
Das war ein freier Bauersmann,
Der selten Ungemach gewann
Unter ihm und solche Noth
Wie sie andern Bauern war gedroht,
Die unter schlimmern Herren wohnten,
Die sie nimmer verschonten
Mit Beeden und mit Zinserheben.
Was dieser Bauer wollte geben,
Daran genügte seinem Herrn,
Auch überhob er des ihn gern,
Daß noch Frohnen oder Schoß
Ein andrer Herr von ihm genoß:
Er war darum von seinem Stand
Der reichste Mann im ganzen Land.
Zu diesem Meier zog sich

Sein Herr, der arme Heinrich.
Hatt er ihn früher mild geschont,
Wie ward ihm das nun wohl gelohnt!
Wie schönen Dank er jetzt genoß!
Da diesen Bauer nichts verdroß
Was er litt durch seine Schuld.
Er besaß die Treu und die Geduld,
Daß er froh und dienstbereit
Die Müh und Ungemächlichkeit
Ertrug um seinen kranken Herrn:
Er schuf ihm gute Pflege gern.

Dem Meier hatte Gott gegeben
Nach seinem Stand ein selig Leben,
Gesunden rüstigen Leib
Und ein fleißiges Weib,
Dazu auch manches schöne Kind,
Die des Mannes gröste Freude sind;
Darunter, hat man mir gesagt,
Eine artige Magd,

Ein Kind von vierzehn Jahren:
Die sah man gebahren
Gütlich sonder Gleichen.
Sie mochte nimmer weichen
Von ihrem Herren einen Fuß:
Um seine Huld und seinen Gruß
Diente sie ihm allewege
Mit ihrer gütlichen Pflege.
Sie war auch so wonniglich
Von Antlitz, sie hätte sich
Dem Kaiser zum Gesinde
Geziemt, ja selbst zum Kinde.
Die Andern alle mieden gern
Ihren aussätzgen Herrn,
Wenn es irgend schicklich war;
Da floh s i e aber immerdar
Zu ihm und nirgend anders hin.
Sie erheitert' ihm den trüben Sinn
Und hatt ihr ganz Gemüthe
Mit reiner Kindesgüte

Auf ihren Herrn gewandt,
Daß man sie immer sitzen fand
Zu den Füßen ihres Herrn.
Dem Kranken leistete gern
Gesellschaft die gute Maid.
Auch erfreut' er sie zu mancher Zeit,
Und was ihr nur im Sinne lag
Und was Kindern dienen mag
Zu ihrem kindlichen Spiel,
Dessen gab er ihr viel.
Ihm half dabei, daß so geschwind
Kinder zu gewöhnen sind.
Er kauft' ihr was zu Kaufe stand,
Spiegel oder Haarband,
Und was Kindern lieb mag sein,
Gürtel oder Ringelein.
So heimlich macht' ihm das ihr Herz,
Daß er sie manchmal im Scherz
Wohl sein klein Gemahl hieß.
Das getreue Mägdlein ließ

Ihren Herrn nicht viel allein:
In ihren Augen war er rein.
Mochten auch seine Gaben
Daran mit Antheil haben,
So wirkt' es doch zu allermeist,
Den Gott ihr gab, der süße Geist.

Sie dient' ihm gern und gütlich.
Als so der arme Heinrich
Drei Jahre dort geblieben war,
Während Gott ihm immerdar
Mit Jammer schlug den siechen Leib,
Da saß der Meier und sein Weib
Und ihre Tochter, die Magd,
Von der euch eben ward gesagt,
Bei ihm in kurzer Mußezeit
Und beklagten ihres Herren Leid.
Ihnen that wohl solche Klage Noth,
Denn sie fürchteten, sein Tod
Möchte sie schwer verletzen

Und sie gar entsetzen
Der Ehren und des Gutes,
Wenn ungnädgern Muthes
Ein Andrer Gutsherr würde.
Lange trugen sie die Bürde
Der Sorgen, bis der Bauersmann
So zu fragen begann:
Er sprach: „Lieber Herre mein,
Möcht es mit euern Hulden sein,
So fragt' ich euch gerne:
Da doch zu Salerne
Viel Meister sind der Arzenei,
Wie kommts, daß Keiner war dabei,
Der eure Sucht zu heilen
Rath wuste zu ertheilen?
Herr, darüber wundr ich mich."

Da zog der arme Heinrich
Einen Seufzer tief vom Herzen
Herauf mit bittern Schmerzen,

Worauf er so bekümmert sprach,
Daß der Seufzer ihm das Wort zerbrach:
„Ich habe diesen Schimpf und Spott
Nur zu wohl verdient um Gott: 385. V.
Denn du sahest wohl hievor,
Daß weit offen stand mein Thor
Weltlicher Lust und Eitelkeit,
Und daß Niemand weit und breit
Seinem Willen nachhing so wie ich.
Daran that ich freventlich,
So ohnmächtig wie ich war.
Denn wenig nahm ich Dessen wahr,
Dessen Gnade mir dieß Leben
Nach allen Wünschen gegeben.
So verirrt war da mein Herz
Wie Weltkindern allerwärts:
Immer wähnt ihr blöder Sinn,
Daß sie Ehr und Glücks Gewinn
Möchten ohne Gott empfahn.
So trog auch mich mein dummer Wahn,

Denn ich achtet' ihn gering,
Von des Gnaden ich empfing
Der Ehren viel und Gutes.
Als da des Uebermuthes
Den hohen Himmelsherrn verdroß,
Des Heiles Thor er mir verschloß:
Da geh ich leider nimmer ein;
Mein Leichtsinn schuf mir diese Pein.
Zur Strafe hat mir Gott gesandt
Ein Siechthum, aus dessen Band
Niemand mich erlösen kann.
Nun verschmäht mich der geringste Mann:
Der Biedre selbst vor mir erschrickt.
Wie gering er sei, der mich erblickt,
Er glaubt, daß ich noch schlechter sei:
Er legt mir seinen Unwerth bei
Und kehrt die Augen ab von mir.
Nun wird erst offenbar an dir
Die große Treue, die du hegst,
Daß du mich Siechen hier erträgst

Und nicht vor meinem Anblick fliehst.
Doch wie du ohne Scheu mich siehst,
Wie Niemand sonst mir Liebes thut,
Wie sehr dein Wohl auf mir beruht,
Du ertrügest doch wohl meinen Tod.
Nun, wessen Schmach und wessen Noth
War je so auserlesen?
Der zuvor dein Herr gewesen,
Spricht dein bedürftig bei dir zu.
Nun, lieber Freund, verdienest du,
Dein gutes Weib und mein Gemahl,
An mir den ewgen Freudensaal,
Daß ihr mich Siechen hier ertragt.
Doch was du mich vorhin gefragt,
Das sag ich dir gerne.
Ich konnte zu Salerne
Keinen Meister finden,
Der mein sich unterwinden
Dürfte oder wollte.
Denn womit ich sollte

Genesen meiner Noth und Pein,
Das muste eine Sache sein,
Die auf dieser Erde man
Um keinen Preis erlangen kann.
Mir ward nichts anders da gesagt
Als ich brauchte eine Magd,
Die bei vollen Jahren rein
Und entschloßen müste sein
Den Tod für mich zu leiden.
Man würd ihr Herz zerschneiden,
Denn nichts anders wär mir gut
Als des Mädchens Herzensblut.
Nun findet sich, das ist wohl klar,
Solch ein Mädchen nimmerdar,
Die für mich leiden will den Tod.
Drum muß ich schmähliche Noth
Tragen bis an mein Ende.
Daß Gott es bald mir sende!"
  Was dem Vater ward gesagt,
Das hörte auch die reine Magd,

Denn es hielt die Süße
Ihres lieben Herren Füße
In ihrem Schooße stehen.
Da mochte man wohl sehen,
Ihr kindlich Gemüthe
Glich englischer Güte.
Seiner Rede nahm sie wahr
Und behielt sie immerdar;
Nur auf ihn war sie bedacht
Bis man zu Bett ging in der Nacht
Und die Gute, wie sie pflag,
Zu ihrer Eltern Füßen lag.
Als sie nun beide schliefen,
Holte sie manchen tiefen
Seufzer aus ihrem Herzen.
Um ihres Herren Schmerzen
Ward ihr Kummer so groß,
Ihrer Augen Regen begoß
Der Schlafenden Füße:
So erweckte sie die Süße.

Als der Thränen gewahr
Ward das fromme Elternpaar,
Fragten sie, was ihr wäre,
Daß sie so manche Zähre
Vergöße unter Klagen?
Da wollte sie's nicht sagen.
Doch als der Vater in sie drang
Erst bittend, drohend dann mit Zwang,
Da that sie ihm dem Kummer kund.
„Ihr hättet selbst zu klagen Grund,
Denn was möcht uns näher gehn
Als was unserm Herrn geschehn,
Den wir bald sollen missen,
Denn dann wird uns entrißen
Gut und Ehre werden:
Finden wir doch auf Erden
Keinen Herrn so mild und gut,
Der uns thu, was er uns thut."
Sie sprachen: „Tochter, das ist wahr;
Nur frommt uns leider nicht ein Haar

Das Leid, und weinten wir uns blind.
Darum schweig, liebes Kind,
Es ist uns auch so leid wie dir;
Aber leider mögen wir
Ihm nicht zu Statten kommen.
Gott hat ihn uns benommen:
Hätt es ein Andrer gethan,
So müst er unsern Fluch empfahn."

Zum Schweigen ward sie so gebracht;
Doch blieb ihr weh die ganze Nacht
Und morgen den vollen Tag.
Was Jemand that, was Jemand sprach,
Dieß kam von ihrem Herzen nie
Bis des andern Abends sie
Wie gewöhnlich schlafen ging.
Als sie ihr altes Bett umfing,
Wieder wie sie gestern that
Machte sie ein Thränenbad
Und weint' in ihren Sorgen,

Denn sie trug verborgen
Im innersten Gemüthe
Die gröste Herzensgüte,
Die Gott noch einem Kind verlieh.
Wann that auch je ein Kind wie sie?
Sie nahm sich ernstlich in den Sinn,
Brächte sie die Nacht nur hin,
So wollte sie ihr Leben
Um ihren Herren geben.

Von dem Gedanken ward sie gleich
Wohlgemuth und freudenreich
Und hatte keine Sorge mehr;
Nur ängstigte die Furcht sie sehr,
Wenn sie's dem Herren sage,
Daß der daran verzage,
Und sage sie es allen Drei'n,
So würden sie doch nie darein
Auf all ihr Bitten willigen
Und ihren Vorsatz billigen.

Da nahm ihr Schmerz so überhand,
Daß ihr Vater es empfand
Und bald wie in der ersten Nacht
Er mit der Mutter war erwacht.
Sie richteten sich auf zu ihr
Und sprachen: „Kind, was ist mit dir?
Recht albern bist du sicherlich,
Daß du solcher Dinge dich
Nimmst mit lauten Klagen an,
Die nun Niemand ändern kann.
Was läßt du uns nicht schlafen?“
So begann man sie zu strafen:
Wozu die Klage nütze,
Die ja doch nicht schütze
Wider ihres Herren Leid?
So wähnten sie die gute Maid
Zu geschweigen fürderhin:
Denn sie kannten wenig ihren Sinn.
So antwortete die Magd:
„Wie mein Herr uns hat gesagt,

So wird ihm leicht noch Heil gewährt.
Fürwahr, wenn Ihr es nicht verwehrt,
So taug ich selbst ihm zur Arznei.
Ich, eine Magd, entschloß mich frei,
Eh ich ihn seh verderben,
Lieber will ich für ihn sterben."

Von dieser Rede wurden jetzt
Beid in Angst und Noth versetzt,
Die Mutter wie der Vater.
Seine Tochter bat er,
Daß sie die Rede ließe
Und dem Herren nichts verhieße,
Wozu ihr Kraft nicht wär verliehn,
Dieß könne sie nicht thun für ihn.

„Tochter, du bist ein Kind,
Und deine treuen Sorgen sind
Zu groß bei diesen Dingen.
Du kannst es nicht vollbringen,

Was du dir hast zugetraut.
Du hast den Tod noch nicht geschaut:
Wenn es dahin erst mit dir kommt,
Daß dir kein andrer Rath mehr frommt
Als gnadenlos zu sterben,
Möchtest dus erwerben,
Wie gerne lebtest du dann noch!
Das Grab ist ein finster Loch.
Schließe deinen Mund darum
Und wirst du künftig wiederum
Mit so eiteln Reden laut,
Fürwahr, es geht dir an die Haut."
So mit Bitten und mit Drohn
Zu geschweigen wähnt' er schon
Das Kind; doch nicht vermocht er.
Ihm entgegnete die Tochter:

„Vater mein, wie dumm ich sei,
Mir wohnt doch soviel Einsicht bei,
Daß ich von Sage wohl den Tod

Erkenn als eine bittre Noth,
Die herb ist und strenge.
Wer aber auf die Länge
In Mühsalen leben soll,
Dem ist auch dabei nicht wohl.
Ob er sich müht und ringet
Und auf sein Alter bringet
Das Leben unter Qual und Noth,
So wird ihm doch zuletzt der Tod;
Und geht die Seel ihm auch verloren,
So wär er beßer nie geboren.
Mir aber wurde der Entschluß,
Wofür ich Gott lobpreisen muß,
Den jungen Leib zu geben
Um das ewige Leben.
Ihr dürft mirs nicht verleiden:
Ich will mir und euch beiden
Nur frommen und nützen.
Ich allein will euch beschützen
Vor Schaden und vor Leide,

Wie ich euch gleich bescheide.
Ihr habt Ehr und habt auch Gut,
Die gönnt euch meines Herren Muth,
Der nie euch eine Kränkung sprach,
Noch das Gut vom Munde brach.
So lang uns den der Herr erhält,
So glückt es uns auf dieser Welt;
Doch laßen wir ihn sterben,
So müßen wir verderben.
Drum will ich ihn fristen
Mit meinen schönen Listen.
Es soll uns Allen wohl ergehn!
Nun gönnt mirs, denn es muß geschehn."

Mit Weinen sprach die Mutter da, 629
Als sie der Tochter Ernst ersah:
„Gedenke, Tochter, liebes Kind,
Wie groß die Beschwerden sind,
Die ich erlitten hab um dich,
Und gewähre beßern Dankes mich

Als ich dich höre sprechen.
Das Herz willst du mir brechen:
Leih deinen Worten mildern Sinn.
Der ewgen Freuden Vollgewinn
Verwirkst du sonst an meiner Noth.
Gedenk an Gottes Gebot.
Uns gebot er doch und bat er,
Daß wir Mutter und Vater
Sollen lieben und ehren,
Und will zum Lohn gewähren
Dort den ewigen Frieden
Und langes Leben hienieden.
Du sprichst, du willst dein Leben
Für uns zum Opfer geben:
Du willst fürwahr uns beiden
Das Leben nur verleiden.
Denn wenn dein Vater, und auch ich
Gerne leben, ists für dich.
Du solltest, liebe Tochter mein,
Unser beider Freude sein,

Den Eltern zum Ruhme
Unsres Geschlechtes Blume,
Und im Alter unser Stab.
Doch läßest du an deinem Grab
Uns beide stehn durch deine Schuld,
Das muß von des Himmels Huld
Dich auf ewig scheiden:
Das verdienst du an uns beiden.“

„Mutter, ich getraue dir
Und meinen Vater wohl, daß ihr
Mir so hold und gütig seid,
Wie die Eltern jederzeit
Die Kinder lieben sollen;
Beweise davon zollen
Mir alle Tag im ganzen Jahr.
Euch verdank ich Alles gar,
Die Seel und einen schönen Leib.
Mich loben alle, Mann und Weib.

Da Jeder gleich mich lieb gewinnt
Und sagt, ich sei das schönste Kind,
Das er noch sah in seinen Tagen.
Wem hätt ich Dank dafür zu sagen
Als euch zwein nach Gott dem Herrn?
Drum will ich euern Willen gern
Erfüllen morgen so wie heut
Wie mir Ehr und Pflicht gebeut.
Doch liebe Mutter, selig Weib,
Da ich Ehre nun und Leib
Allein verdanke eurer Huld,
So ertragt es in Geduld
Daß ich diese beiden
Darf von dem Teufel scheiden
Und mich dem Herrn ergeben.
Ist doch dieß Erdenleben
Nur der Seele Verlust.
Nun ließ mich weltliche Lust
Bisher noch unberühret,
Die hin zur Hölle führet.

Gott hab ich Dank zu sagen,
Der mir in jungen Tagen
Schon den Verstand gegeben,
Daß ich dieß eitle Leben
Achte so gering und klein.
Ich will mich unbefleckt und rein
Antworten in des Herrn Gewalt.
Ich sorge, sollt ich werden alt,
Daß mich der Welt Süße
Zieht unter ihre Füße,
Wie sie schon gar Manchen zog,
Den ihre Süßigkeit betrog:
So wär mir Gottes Huld versagt.
Es sei dem Himmel geklagt,
Daß ich bis Morgen leben soll.
Die Welt behagt mir nicht so wohl:
All ihre Wonn ist Herzeleid,
Das glaubt nur ohne Widerstreit,
Ihr süßer Lohn ist bittre Noth,
Ihr langes Leben jäher Tod.

Wir hatten nichts Gewisses je
Als heute Wohl und morgen Weh
Und zu allerletzt den Tod:
Das ist jammervolle Noth.
Da schirmt nicht Geburt noch Gut,
Schönheit, Stärke, hoher Muth;
Es frommen Adel, reine Zucht
So wenig vor des Lebens Flucht
Als Armut oder Niedrigkeit.
Das Leben und die Jugendzeit
Sind wie Nebel nur und Staub,
Unsre Stärke bebt wie Laub.
Es ist ein missgeschaffner Gauch,
Der in sich zieht so flüchtgen Rauch,
Sei es Weib oder Mann,
Der dieß nicht bedenken kann
Und den Trug der Welt vergißt.
Uns ist über faulen Mist
Der Teppich hinge spreitet:
Wen nun der Glanz verleitet,

Der ist zur Hölle geboren
Und hat nichts anders verloren
Als die Seele wie den Leib.
Das bedenket, selig Weib,
Im mütterlichen Herzen
Und sänftiget die Schmerzen,
Die ihr da traget um mich;
So bedenkt wohl auch der Vater sich.
Ich weiß, er sieht mein Glück nur an.
Er ist ein so verständger Mann,
Daß er wohl erkennt, wie ihr
Doch nicht lange mehr an mir
Eure Freude haben sollt.
Denn bleib ich leben, wie ihr wollt,
Und weile ledig und frei
Bei euch zwei Jahr noch oder drei, —
Ist dann mein Herr inzwischen todt,
So kommt ihr in so große Noth
Sicherlich durch Armut,
Daß ihr mir ein Heirathsgut

Nicht vermögt zu geben,
Und so elend muß ich leben,
Daß ihr mich lieber sähet todt.
Nun schweigen wir von solcher Noth,
Daß sie uns nicht gefährde
Und auf dieser Erde
Unser Herr so lange lebt
Bis ihr mich einem Manne gebt,
Der reich ist und ehrenwerth.
So ist geschehn was ihr begehrt
Und wähnt ihr, mir sei wohl geschehn.
Doch schlimmer konnt es nicht ergehn.
Lieb ich ihn, das ist eine Noth,
Und haß ich ihn, das ist der Tod.
So hab ich immer nur Leid
Und bin von Glück und Seligkeit
Mein Lebenlang geschieden.
Es stören meinen Frieden
Die Qualen all und all die Noth,
Womit den Frauen ist gedroht.

Drum laßt das höchste Glück mich sehn,
Das da nimmer mag zergehn.
Mich begehrt ein freier Mann zum Weib,
Dem ich wohl gönne meinen Leib:
Dem sollt ihr mich geben,
So mag ich glücklich leben.
Ihm geht sein Pflug stäts wie er soll,
Sein Hof ist alles Hausraths voll,
Da stirbt weder Roſs noch Rind,
Da beschwert kein weinend Kind,
Da ist es nicht zu heiß, zu kalt,
Da macht der Jahre Zahl nicht alt,
Es verjüngen sich die Alten;
Nicht Frost noch Hunger walten,
Man weiß nicht von Mühseligkeit,
Von Wonnen nur und nie von Leid.
Zu dem will ich mich ziehen,
Und solchen Hausstand fliehen,
Den Feur und Hagel niederlegt
Und die Flut von dannen trägt,

Womit man ringt und immer rang.
Denn was man zwölf Monate lang
Schaffen und erringen mag,
Das vernichtet oft ein halber Tag.
Den Hausstand will ich haßen
Und meinen Fluch ihm laßen.
Ihr liebt mich beide, das ist Pflicht:
Nun säh ich gerne, daß mich nicht
Eure Lieb am Heile kränke.
Wenn ihr wie ich denke
Ganz verstehen könnet,
Und mir nicht missgönnet
Des Glückes und der Ehren,
So erlaubt mir mich zu kehren
Zu unserm Herrn Jesu Christ,
Des Güte so beständig ist,
Daß sie nimmer zerrinnt,
Der auch zu mir armen Kind
Hegt so liebreichen Sinn
Wie zu einer Königin.

Ich will nie durch meine Schuld
Verwirken eure Lieb und Huld,
So mir Gott die Kraft verleiht:
Denn sein Gebot ist ohne Streit,
Daß ich euch sei untergeben,
Denn euch verdank ich das Leben:
Das leist ich gern und williglich;
Doch auch der Pflicht gegen mich
Darf ich mich nicht entbrechen.
Ich hörte immer sprechen:
Wer den Andern so erfreut,
Daß es ihn selber noch gereut,
Und wer den Andern krönet
Und dabei sich selber höhnet,
In der Treue gehe der zu weit.
Ich bin gern dazu bereit,
Daß ich euch Treue leiste
Und doch mir selbst die meiste.
Missgönnt ihr mir das Himmelsbrot,
So laß ich euch um meinen Tod

Eine Weile lieber klagen
Als das mir zu versagen,
Was ich mir selber schuldig bin.
Mir sehnt das Herz sich dahin,
Wo nichts der Freude setzt ein Ziel.
Ihr habt der Kinder noch viel:
Die laßt eure Freude sein
Und getröstet euch mein:
Denn mir wehrt es Niemand mehr,
Fürwahr, von aller Beschwer
Löſ ich meinen Herrn und mich.
Mutter, ich hörte dich
Sprechen vorher und klagen,
Du könntest es nicht ertragen,
Ueber meinem Grab zu stehn.
Das soll dir nicht zu Leid geschehn,
Du stehst an meinem Grabe nicht:
Wenn mir der Tod die Feßel bricht,
Das läßt man dich nicht sehen:
Zu Salern soll das geschehen.

Durch diesen Tod genesen wir
Und ich viel herlicher als ihr!“

Die Eltern sahn mit Thränen
Ihr Kind den Tod ersehnen.
Sie hörten wie es weislich sprach
Und der Menschheit Schranke brach,
Und waren einig darin,
Daß solche Weisheit, solchen Sinn
Nie eine Zunge mache kund
In eines schlichten Kindes Mund:
„Es ist der heilige Geist,
Der sie im Reden unterweist,
Der auch St. Niclausens pflag,
Da er in der Wiege lag
Und ihn Weisheit lehrte,
Daß er zu Gott kehrte
Seine kindliche Güte.“
So erkannt' ihr Gemüthe,
Daß sie nicht hindern sollten,

Noch ihr verleiden wollten
Was sie sich vorgenommen:
Ihr sei's von Gott gekommen.

Vor Jammer zitterte der Leib
Dem Meier und seinem Weib,
Die auf dem Bette saßen
Und völlig vergaßen
In ihres Kindes Minne
Der Zungen und der Sinne
Da zu derselben Stunde,
So daß aus ihrem Munde
Kein Wort mehr mochte kommen
Und von Krämpfen übernommen
Die Mutter ward vor Leide.
So saßen sie beide
In schmerzlichem Trachten
Bis sie sich bedachten,
Was ihre Trauer solle,
Da man ihr doch nicht wolle

Noch ändern könne Sinn und Muth.
Darum sei ihnen nichts so gut
Als daß sie's ihr vergönnten,
Da sie schöner doch nicht könnten
Ihres Kinds verlustig gehn.
Wollten sie ihr widerstehn,
Bei dem Herren möcht es ihnen
Noch leicht zum Vorwurf dienen,
Und kämen doch bei ihr nicht weit.
Willig also und bereit
Sagten sie ihr alle zwei,
Sie stimmten ihrem Willen bei.

Des freute sich die reine Magd.
Und eh es völlig noch getagt,
Hin ging sie, da Herr Heinrich schlief.
Sein traut Gemahl dem Herren rief:
„Herr," sprach sie, „schlaft ihr noch?"
„Nein, Gemahl! sage doch,
Was stört so früh schon deine Ruh?"

„Ach, lieber Herr, mich zwingt dazu
Das Leid um eure Krankheit."
Er sprach: „Gemahl, das ist dir leid,
Du hast es oft mir dargethan;
Gott laße dich den Lohn empfahn.
Allein dafür ist nun kein Rath."
„Doch, lieber Herr, doch in der That,
Es findet guter Rath sich wohl.
Da es so mit euch stehen soll,
Daß man euch noch helfen mag,
So säum ich länger keinen Tag.
Herr, ihr habt uns doch gesagt,
Hättet ihr nur eine Magd,
Die gerne für euch sterben wolle,
Daß euch das Heilung bringen solle."

Da dankte für den Willen
Herr Heinrich ihr; im Stillen
Trieb ihm die heiße Lauge
Rührung in das Auge.

Er sprach: „Gemahl, es ist der Tod
Doch keine so geringe Noth
Als du vielleicht dir hast gedacht.
Du hast mir das wohl klar gemacht,
Vermöchtest du's, du hülfest mir:
Das genügt mir auch von dir.
Ich erkenne deinen süßen Muth:
Gewiss, dein Will ist rein und gut;
Mehr will ich nicht begehren.
Du kannst mir nicht gewähren
Was du da im Sinne trägst.
Die Treue, die du zu mir hegst,
Vergelte dir der liebe Gott.
Ich würde aller Welt zu Spott,
Wenn ich so viel Vertrauen
Noch ließ' auf Heilung schauen
Und doch kein Frommen sähe,
Wie es vielleicht geschähe.
Gemahl, du bist wie Kinder sind,
Die entschließen sich geschwind:

Was ihnen kommt in Sinn und Muth,
Es sei nun übel oder gut,
Dazu sind sie schnell bereit;
Doch bald genug wirds ihnen leid.
Sieh, Gemahl, so ist dein Thun:
Hiezu entschloßen bist du nun;
Doch wer beim Wort dich nähme,
So es zur That nun käme,
Vielleicht gereut' es dich dann doch." 954
Sie möchte sich die Sache noch
Mehr überlegen, bat er.
„Deine Mutter und dein Vater
Thun nicht gern auf dich Verzicht;
Auch will ich deren Unglück nicht,
Die stäts mir Gutes thaten.
Was dir die beiden rathen,
Liebes Kind, dem folge du."
Also lächelt' er dazu,
Weil er sich des noch nicht versah,
Was in kurzer Zeit geschah.

Er verwies das gute Kind zur Ruh.
Die Eltern traten da hinzu:
„Lieber Herr," begannen sie,
„Ihr bedrücktet uns noch nie,
Nur Gutes habt ihr uns gethan.
Wir thäten übel daran,
Wollten wir nicht dankbar sein.
Gott gab es unsrer Tochter ein,
In den Tod für euch zu gehn:
So laßen wir es gern geschehn.
Es ist heut der vierte Tag,
Daß sie uns immer anlag,
Ihr Glück ihr nicht zu rauben:
Nun wollen wirs erlauben.
Mag Gott euch Heil durch sie gewähren:
Wir wollen sie um euch entbehren."

Als ihm sein Gemahl erbot
Für sein Siechtum ihren Tod,

Und man ihren Ernst ersah,
Großen Jammer fand man da
Und traurige Geberden.
Klagen und Beschwerden
Erhuben alle mancherlei,
Der Herr und auch die andern drei.
Die Eltern weinten beide
In ihrem Herzeleide;
Das that den Guten wahrlich Noth
Um ihres lieben Kindes Tod.
Auch der arme Heinrich,
Ihr Herr, erwog nun bei sich
Dieses Kindes treuen Sinn:
Da ergriff der Schmerz auch ihn,
Daß er zu weinen laut begann
Und unentschloßen lange sann,
Ob ers gestatten sollte
Oder verwehren wollte.
Auch hub die Maid zu weinen an:
Sie sorgte, er verzage dran.

So war beklommen jede Brust
Und begab sich aller Lust.

Zuletzt jedoch bedachte sich
Ihr Herr, der arme Heinrich,
Und aus ganzem Herzen Dank
Für Lieb und Treue sonder Wank
Sagt' er allen drein
(Wie freute sich das Mägdelein,
Als sie sah, er duld es gern!)
Und bereitete sich nach Salern
Auf die schnellste Weise.
Was ihr Noth war zu der Reise,
Das war Alles bald bereit:
Schöne Rosse, reiches Kleid
Wie sie nimmer trug bisher,
Von Hermelin und Sammet schwer;
Den besten Zobel, den man fand,
Nahm man zu der Magd Gewand.

Wer mag zu Ende sagen
Das Weinen und das Klagen,
Der guten Mutter grimmes Leid,
Des Vaters Unseligkeit?
Wohl war es ihnen beiden
Ein jämmerliches Scheiden,
Da sie auf Nimmerwiedersehn
Die liebe Tochter ließen gehn
Gesund in den bittern Tod.
Doch lindert' ihnen alle Noth
Gottes reine Güte;
Die theilt' auch dem Gemüthe
Der jungen Maid die Stärke mit,
Daß sie den Tod so gern erlitt.
Es war ohn ihren Rath geschehn:
Das ließ in ihrer Brust zergehn
Allen Schmerz und alle Pein;
Ein Wunder müst es sonst auch sein,
Daß es nicht ihr Herz zerbrach.
Zu Freuden ward ihr Ungemach,

Daß sie weiter keine Noth
Litten um des Kindes Tod.

So fuhr gen Salerne
Wohlgemuth und gerne
Mit dem Herrn das Mägdelein.
Was mochte nun ihr Kummer sein
Als daß so fern die Reise ging,
Und sie den Tod nicht gleich empfing.
Als er sie endlich brachte
Wohin er gedachte,
Und er seinen Meister fand,
Da ward ihm fröhlich gleich zur Hand
Von dem Ritter gesagt,
Hier brächt er eine solche Magd
Wie er begehrt vor langer Zeit;
Er ließ ihn sehn die süße Maid.

Unglaublich schien ihm das zu sein.
Er sprach: „Mein Kind, hast du allein

Dich bestimmt zu solchem Gang
Und bringt nicht Bitte oder Zwang
Deines Herren dich dazu?"
Zur Antwort gab sie ihm im Nu,
Daß sie es frei beginne
Und ganz aus eignem Sinne.

Noch schien ihm das Unmöglichkeit,
Er führte sie alsbald beiseit,
Wo er sie theuer beschwur
Ob ihr vielleicht der Ritter nur
Die Rede habe auserdroht.
Er sprach: „Kind, dir ist Noth,
Dein Herz wohl zu befragen;
Warum, will ich dir sagen.
Wenn du den Tod erleiden must
Und es nicht von Herzen thust,
So ist dein junges Leben hin
Und bringt uns leider nicht Gewinn.
Nun hehl mir deine Meinung nicht.

Vernimm was dir geschieht Bericht.
Ich zieh dich aus so nackt und bloß
Und deine Scham wird sicher groß,
Die dich dann mit Recht erfaßt,
Wenn du kein Gewand mehr hast.
An Beinen bind ich dich und Armen!
Hast du mit dir selbst Erbarmen,
So bedenke diese Schmerzen:
Ich schneide dir zum Herzen
Und brech es lebend aus von dir.
Mägdelein, nun sage mir,
Bist du noch immer so gesinnt?
So schlimm geschah noch keinem Kind
Als dir muß von mir geschehn.
Daß ichs verrichten soll und sehn,
Mir selber raubt es Freud und Ruh.
Gedenke selbst nun auch dazu:
Und reut es dich nur um ein Haar,
So hab ich meine Mühe gar
Und das Leben du verloren.

So ward sie hoch und theur beschworen;
Allein kein Zweifel mocht ihr sproßen,
Dazu war sie zu fest entschloßen.

Lächelnd sprach das Mägdelein,
Denn sicher glaubte sie zu sein,
Ihr helfe heute noch der Tod
Aus aller weltlichen Noth:
„Gott lohn euch, Herr, in jener Welt,
Daß ihr mir so unentstellt
Habt die Wahrheit gesagt.
Ich bin wirklich fast verzagt
Vor Zweifeln die mich nagen;
Ich will euch aber sagen
Den Namen, den mein Zweifel trägt,
Den ihr mir habt ins Herz gelegt.
Ich fürchte, daß mein Entschluß
Unvollführt bleiben muß,
Weil ihr zu feig seid und verzagt:
Einem Weib geziemte was ihr spracht,

Ihr habt ein rechtes Hasenherz.
Gar zu groß ist euer Schmerz,
Daß ich soll den Tod empfahn.
Fürwahr, ihr stellt euch übel an
Mit eurer großen Meisterschaft.
Ich hab, und bin ein Weib, die Kraft:
Getraut ihr mich zu schneiden,
Ich getrau es wohl zu leiden.
Von der Angst und Todesnoth,
Womit ihr mich so sehr bedroht,
Hatt ich wohl längst vernommen,
Und wär nicht hergekommen,
Hätt ich mich nicht so stark gewust
Und solchen Muth in meiner Brust,
Daß ichs ertrage mit Geduld.
Auch ist mir längst, mit eurer Huld,
Die blöde Farbe benommen
Und so fester Muth gekommen,
Daß ich nicht banger werde stehn
Als sollt ich zum Tanze gehn:

Denn eine Noth, die, wie ihr wißt,
Sich in eines Tages Frist
An meinem Leib beschließen mag,
Ist so groß nicht, daß der eine Tag
Nicht wär dahin zu geben
Um das ewige Leben,
Das da nimmer mag zergehn.
Ihr könnt an mir nicht Grund ersehn
Euch länger zu sperren.
Könnt ihr meinem Herren
Die Gesundheit wiedergeben,
Und mir das ewige Leben,
Um Gotteswillen, thuts beizeit:
Was für ein Meister ihr seid
Laßt sehn: ich habe Eil dazu.
Auch weiß ich wohl, um Wen ichs thu:
In dessen Namen es vollbracht
Wird, der hat der Dienste Acht
Und läßt sie unvergolten nicht.
Ich weiß ja, daß er selber spricht,

Wer großen Dienst leiste,
Des Lohn sei auch der Meiste.
Darum halt ich diesen Tod
Nur für eine süße Noth
Bei so gewissem Lohne.
Ließ' ich die Himmelskrone,
So hätt ich thörichten Sinn,
Da ich geringen Standes bin."

Nun sah er wohl, sie sei fürwahr
Entschloßen und unwandelbar,
Und führte sie an seiner Hand
Hin wieder, wo der Sieche stand
Und sprach also zu dem Herrn:
„Hier bleibt aller Zweifel fern,
Das Mägdlein ist vollkommen gut.
Drum seid getrost und wohlgemuth:
Ihr werdet bald genesen sein."
In sein heimlich Kämmerlein
Hieß er die Jungfrau mit ihm gehn,

Wo sie der Herr nicht mochte sehn,
Und verschloß vor ihm die Thür,
Warf einen Riegel auch dafür,
Auf daß er nicht sähe
Wie ihr Ende geschähe.

Hier in seinem Kämmerlein,
Das mit allen Arzenein
Immer wohl berathen stand,
Hieß er die Jungfrau das Gewand
Von dem Leibe niederziehn.
Wie gern sie das zu leisten schien!
Sie riß die Kleider aus der Nat,
Schnell fiel herab der ganze Staat
Und nackend stand sie ganz und gar:
Sie schämte sich nicht um ein Haar.

Als sie der Meister angesehn,
Must er im Herzen sich gestehn,
So Schönes könn auf Erden

Nicht mehr gefunden werden.
Sie erbarmt' ihn da so sehr,
Herz und Seele ward ihm schwer;
Schier wär er an dem Werk verzagt.
Nun ersah die gute Magd
Eine hohe Tafel dort:
Die bestieg sie auf sein Wort.
Der Meister sie mit Stricken band
Auf den Tisch und nahm zur Hand
Ein scharfes Meßer, das da lag,
Des er zu solchen Dingen pflag.
Es war wohl lang und breit genug,
Doch schnitt es nicht mit solchem Fug
Als ihm wär lieb gewesen.
Sie sollte nicht genesen;
Doch erbarmt ihn ihre Noth
Und gönnt' ihr einen sanften Tod.

Nun fügt' es sich, daß eben
Ein Wetzstein lag daneben:

Daran must er es streichen
Die Scharten auszugleichen.
Dieses Wetzen hörte
(Der ihre Freude störte)
Der arme Heinrich, denn er stand
Draußen vor des Zimmers Wand.
Da erbarmt' es ihn so sehr,
Daß er die Gute nimmermehr
Lebend sollte sehen.
Da hub er an zu spähen
Bis er endlich durch die Wand
Eine Ritze gehen fand;
Da sah er durch die Schrunden
Sie nackend und gebunden.

Ihr Leib war so minniglich.
Er sah sie an und sah auf sich
Und gewann nun einen neuen Muth.
Ihn dauchte länger nicht mehr gut
Wozu er erst entschloßen war,

Und verkehrte ganz und gar
Sein altes Gemüthe
In eine neue Güte.

Als er sie so schön ersah,
Zu sich selber sprach er da:
„Wie thöricht hast du doch gedacht,
Daß du wider dessen Macht
Nur Einen Tag zu leben sannst,
Des Rathschluß du nicht ändern kannst.
Du weist auch nicht was du beginnst,
Da du dem Tod doch nicht entrinnst,
Daß du dieß schnöde Leben,
Das dir der Herr gegeben,
Nicht trägst als dir beschiedne Last,
Zumal du keine Bürgen hast
Ob dieses Kindes Tod dich heilt.
Was dir Gott hat zugetheilt,
Das laß über dich ergehn:
Ich will des Kindes Tod nicht sehn."

Da entschloß er sich zuhand,
Er klopfte heftig an die Wand
Und bat zu öffnen das Gemach.
„Noch kanns nicht sein," der Meister sprach,
„Weil ich die Zeit noch nicht gewann,
Daß ich die Thür erschließen kann."
„Nicht doch, Meister, höret mich."
„Jetzt," sprach er, „wär mirs hinderlich;
Ist dieß vollbracht, bin ich bereit." —
„Nein, Herr, es hat so lang nicht Zeit."
„So sagt es mir durch diesen Spalt."
„Die Sache ist nicht dergestalt."

Da öffnet' er das Kämmerlein.
Der arme Heinrich trat herein,
Wo er die Magd gebunden sah.
Zu dem Meister sprach er da:
„Dieß Kind ist gar so wonniglich:
Wahrlich, nicht vermag ich
Es für mich sterben zu sehn.

Mag Gottes Will an mir ergehn:
Gebt wieder frei das gute Kind.
Wie wir eins geworden sind,
Das Silber will ich euch geben;
Laßt das Mägdlein am Leben."

Als die gute Magd vernahm,
Daß sie nicht zu sterben kam,
Das ging ihrem Herzen nah:
Der Sitte Schranken brach sie da.
Grimmig raufte sie sich:
Ihr Gebahren ward so jämmerlich,
Niemand hätte sie gesehn,
Er fühlt' im Auge Thränen stehn.

Sie schrie und weinte bitterlich:
„O weh mir Armen, weh um mich!
Wie nun wird es mir ergehn!
Soll ich so verloren sehn
Die reiche Himmelskrone

(Die wäre mir zu Lohne
Geworden für die kurze Noth),
So ist das erst recht mein Tod.
O weh, allmächtger Herr der Welt!
Was man uns Ehren vorenthält,
Mir zugleich und meinem Herrn!
Er entbehrt und ich nicht gern
Das Glück, das uns war zugedacht:
Hätte man dieß Werk vollbracht,
Er wär geheilt von seiner Qual
Und ich im ewgen Freudensaal!"

So brünstig bat sie um den Tod;
Doch wie sie rang in ihrer Noth,
Sie mocht ihr Bitten sparen,
Man wollt ihr nicht willfahren.
Da hub sie an zu schelten:
Sie sprach: „Ich muß entgelten
Meines Herrn Zaghaftigkeit.
So täuschte man mich allezeit,

Ich sehs an diesem Falle.
Die Leute sagten alle,
Ihr wäret bieder und gut
Und hättet festen Mannesmuth:
Gott weiß, das ist erlogen;
Man war an euch betrogen.
Ihr waret all eur Leben lang
Und seid auch noch verzagt und bang.
Das erkenn ich wohl daran:
Was ich überstehen kann,
Habt ihr nicht Muth nur anzusehn.
Herr, wie mocht es nur geschehn,
Daß ihr erschrakt als man mich band?
Es war doch eine dicke Wand
Zwischen euch und zwischen mir.
Wie, mein Herr, ertragt ihr
Nicht einmal einen fremden Tod!
Ich steh euch ein für alle Noth,
Daß euch Niemand Leides thut:
Es ist euch nütze nur und gut."

Doch wie sie flehte, wie sie bat,
Mit Schelten ihm zu nahe trat,
Es war doch all vergebens,
Man schonte ihres Lebens.
Wie sie mit Schelten sich verging,
Der arme Heinrich empfing
Das mit Geduld und ohne Groll
Wie ein frommer Ritter soll,
Wenn er edle Zucht besitzt.
Als der arme Fremdling itzt
Gekleidet hatte seine Magd
Und wie dem Arzt war zugesagt
Gelohnt dem guten Meister,
Ohne Säumen reist' er
Da wieder in sein Heimatland;
War ihm auch voraus bekannt,
Daß er da zur Stunde
Aus aller Leute Munde
Nichts fänd als Lästerung und Spott;
Doch diese Sorge ließ er Gott.

Nun hatte sich die gute Magd
So verweint und verklagt,
Daß sie dem Tode nahe war.
Ihrer Noth und Treue nahm da wahr
Cordis speculator,
Vor welchem keines Herzens Thor
Hienieden je verschloßen stand.
Wie er aus Gnade gesandt
Hatte dieses Siechtums Leid
Ihn zu versuchen und die Maid —
Wie er auch Hiob einst erprobte,
Der den Herrn im Unglück lobte —
So erzeigte nun der heilge Christ
Wie lieb ihm Erbarmung ist
Und erlöste sie beide
Von all ihrem Leide
Und schuf ihn, ledig aller Pein,
Wieder ganz gesund und rein.

Also beßert' es sich
Mit dem guten Heinrich,

Daß er auf seinem Wege
Durch unsres Heilands Pflege
So frisch und schön geworden war,
Daß er blühend schien fürwahr
Wie einst vor zwanzig Jahren.
Da sie so beseligt waren,
Da entbot ers in sein Heimatland
Allen, die er zugewandt
Sich wust in Lieb und Güte,
Damit sich ihr Gemüthe
Seines Glücks erfreute.
Da musten wohl die Leute
Freude von der Gnad empfahn,
Die Gott hatt an ihm gethan.

Seine besten Freunde kamen,
Als sie sein Kommen vernahmen,
Ihn zu empfangen
Ihm entgegen gegangen
Und geritten wohl drei Tage.

Sie glaubten nicht der Sage
Und wolltens selbst mit Augen sehn.
Da ließ sie Gott ein Wunder spähn
An seinem schönen Leibe.
Von dem Mei'r und seinem Weibe
Wird wohl ein Jeder denken,
Er wolle sie denn kränken,
Daß sie daheim nicht blieben.
Es ist noch unbeschrieben
Was sie vor Freuden thaten.
Gott hatte sie berathen
Mit lieber Augenweide:
Die gaben ihnen beide,
Ihr Herr und die getreue Magd.
Von solchem Glück ward nie gesagt
Als ihnen Gott bescherte,
Da sie der Blick belehrte,
Daß sie gesund waren;
Wie sollten sie gebahren?
In der Freude wunderlich Gewand

Ihr Empfang gekleidet stand.
Ihre Wonne war so groß,
Daß ihr Lachen begoß
Ihrer Augen Regen.
Den Glauben darf man hegen,
Sie drückten wohl ihr Kind mit Lust
Mehr als dreimal an die Brust.

Da empfingen sie die Schwaben
Mit freundlichen Gaben:
Das war ihr dienstbereiter Gruß.
Weiß es Gott, den Schwaben muß
Jeder Biedermann gestehn,
Der sie daheim hat gesehn,
So guter Wille lebt nicht mehr.
Als er nach seiner Wiederkehr
Von den Leuten war empfangen,
Wie es da weiter sei ergangen,
Was soll ich davon sagen mehr?
Denn er ward reicher als vorher

So an Ehren als an Gut.
Das verwandt' er auch mit stätem
Muth
Zu seines Gottes Ehren
Und gehorchte seinen Lehren
Mehr als er je vorher gethan:
Des wird er ewgen Lohn empfahn.

Der Meier und die Meierin
Hatten wohl verdient um ihn
Großen Dank und reiches Gut;
Auch trug er nicht so falschen Muth,
Daß er das nicht hätt erkannt.
Da schenkt' er ihnen das Land,
Das schöne Gereute,
Das Land und die Leute,
Darauf er einst im Siechtum lag.
Sein traut Gemahl er wohl verpflag:
Der kleinste Wunsch ward ihr gewährt.
So hielt er stäts sie lieb und werth

Als wär sie wirklich sein Gemahl,
Ja mehr, wie Pflicht ihm auch befahl.

Nun drangen täglich auf ihn ein
Des Landes Weisen insgemein,
Daß er sich vermähle
Und eine Hausfrau wähle.
Da gab er ihnen Bescheid,
Er wolle, dünk es sie Zeit,
Seine Freund entbieten
Und was ihm die dann riethen
Vollbringen, wenn es thunlich sei.
Da rief er ungesäumt herbei
Die Herren all in voller Schar,
Die seines Wortes nahmen wahr.
Alle kamen sie heran,
Die ihm verwandt und unterthan.
Die Frage macht' er ihnen kund:
Sie sprachen all aus Einem Mund,
Es wäre recht und längst schon Zeit.

Ueber die Wahl nur hub sich Streit:
Jeder sprach aus anderm Sinn;
Der rieth her und Jener hin,
Wie stäts die Leute thaten
Wo sie sollten rathen.

Als sich solcher Zwist entspann,
Hub der arme Heinrich an:
„Wie ihr Herren alle wißt,
So hatte mich vor kurzer Frist
Eine Krankheit so entstellt,
Daß ich ein Greuel war der Welt.
Jetzt scheut mich weder Mann noch Weib,
Denn gereinigt ward mein Leib
Auf Gottes gnädiges Geheiß.
Nun rath mir wer zu rathen weiß,
Wie ichs dem vergelten kann,
Durch den ich dieses Heil gewann,
Die Gnade, die mir Gott erwies,
Als er gesund mich werden ließ."

Sie sprachen: „Wißt ihr, was ihr thut?
Beschließt, daß ihm Herz und Muth
Immer unterthänig sei.“
Sein traut Gemahl stand nah dabei:
Er blickte liebevoll sie an,
Umarmte sie und sprach sodann:

„Euch Herren ward wohl schon gesagt,
Daß ich dieser guten Magd,
Die hier an meiner Seite steht,
Verdanke, daß ihr heil mich seht.
Sie ist so frei als ich nur bin:
Also räth mir all mein Sinn
Sie zu frein vor aller Welt.
Wenn es Gott dem Herrn gefällt,
Will ich sie mir verbunden sehn.
Kann es aber nicht geschehn,
So will ich sterben ohne Weib,
Da ich Ehr und reinen Leib
Ihr verdanke ganz allein.

Wollt ihr mir nun gewärtig sein,
So bitt ich euch alle,
Daß es euch wohlgefalle."

Da sprachen seine Räthe gleich
Aus Einem Munde, Arm und Reich,
Daß es recht und löblich sei.
Pfaffen waren auch dabei,
Sie ihm zum Weib zu geben.
Nach langem frohen Leben
Empfingen sie zu Lohne
Die ewge Himmelskrone.
So sei auch uns beschieden
Nach dem Leben hienieden
Der Lohn, den sie bekamen.
Den gebe Gott uns. Amen.

II.

Verwandte Gedichte und Sagen.

1.

König Robert.

„Götter sind mit uns im Bunde,
Sieglos weicht die Uebermacht:
Fragt nicht mehr nach meiner Wunde,
Denkt der Glorie dieser Schlacht.
Sei mir Helm und Schild beronnen
Mit dem eignen Herzensblut,
Ist die Freiheit doch gewonnen,
England, dir das höchste Gut.“

Sprichts und setzt mit kühnem Wagen
Den zerstreuten Scharen nach
Bis der letzte Feind erschlagen
Und getilgt verjährte Schmach.

Da von seinem Ross, dem guten,
Sinkt er kraftlos in den Staub:
Dem der Däne muß verbluten,
Wird nun selbst des Todes Raub.

Seine Mannen stehen alle
Schmerzbefangen um ihn her:
In der königlichen Halle
Bleibt kein Auge thränenleer.
Starr gleich einem Marmorbilde
Ohne Regung, ohne Laut
Bei dem Kranken steht Swanhilde,
Erst seit Monden ihm getraut.

Zu dem Arzt, der ihn verbunden,
Hebt er ruhig an und spricht:
„Sind sie tödlich, meine Wunden?
Hehle mir die Wahrheit nicht.
Sterb ich, an Walhallas Pforte
Harret mein der Helden Kreiß.“

Und der Arzt mit ernstem Worte
Schüttelt Locken silberweiß:

„Helden soll man Wahrheit sagen:
Furchtlos schauen sie den Tod,
Denn er ist von schönern Tagen
Ein willkommnes Morgenroth.
Herr, begieb dich dieses Lebens,
Denn vergiftet war der Pfeil:
Alle Hoffnung ist vergebens;
Nur ein Opfer bringt dir Heil.

„Dich erlöst, wer deiner Wunde
Gift entsaugt und in sich zieht;
Doch er wiße, daß zur Stunde
Er dein Looß sich selbst beschied.
Viele seh ich, die ihr Leben
Oft im Kampf für dich gewagt:
Nimm was sie dir willig geben
Eh die Morgenröthe tagt.“

Rings verstummt die Rittergilde,
Keinen Laut vernimmt das Ohr
Und die sinnende Swanhilde
Fährt aus tiefem Traum empor.
Spricht der König: „Gönnt mir Frieden
Bis zum ersten Tagesschein:
Mir ward dieser Tod beschieden;
Gerne trag ich ihn allein."

Sie gehorchen ohne Säumen:
Oede steht Palast und Saal
Und in wonnevollen Träumen
Denkt der König nicht der Qual.
Schifft noch oft auf goldnen Kielen,
Trinkt noch manchen Becher leer
Und in späten Tagen spielen
Kind und Enkel um ihn her.

So umwehn ihn Traumgebilde;
Horch, da schreitet durch die Nacht

Vor des Gatten Bett Swanhilde
Leise, daß er nicht erwacht.
Blicket aufwärts zu den Sternen,
Senkt sich nieder auf ein Knie,
Hingewandt zu Himmelsfernen
Zu den Göttern flehet sie:

„Die ihr thront in goldnen Hallen
Selig morgen so wie heut,
Laßt das Opfer euch gefallen,
Das die Gattin willig beut.
Ach, sie müste doch verderben,
Die der Tod so schwer beraubt:
Gönnet ihr für ihn zu sterben
Und verschont sein theures Haupt."

Gnädig schaun die Götter nieder
Wie sie leis den Purpur hebt,
Mit dem weißen Arm die Glieder
Des Geliebten sanft umwebt,

Sehnlich drückt die heiße Lippe
Auf die Wunde seiner Brust
Und als ob sie Honig nippe
Saugt das Gift mit Himmelslust.

Innig hält sie ihn umschlungen,
Herzt und küßt ihn liebewarm
Und von Jugendkraft durchdrungen
Wacht er auf in ihrem Arm.
Findet sich an ihrem Herzen,
Schließt sie fester an den Mund:
Fern entweichen alle Schmerzen
In erneutem Liebesbund.

Doch schon blickt der goldne Morgen
In das bräutliche Gemach
Und das wilde Heer der Sorgen
Küssen seine Stralen wach.
Schmerzlich fühlt der Lustberauschte
Daß sie, ach, in seinem Schooß

Kurze Wonnestunden tauschte
Für das bittre Todeslooß.

Denn geheilt ist seine Wunde,
Dankend blickt Swanhild empor;
Und zur anbefohlnen Stunde
Kehrt der treuen Mannen Chor.
Freude füllt die weiten Hallen —
Mühsam wehrt er ihrer Lust:
Ach, der Jubel muß verhallen
Um der Königin Verlust.

Doch umsonst erharrt er lange
Das unselige Geschick,
Denn nur höher glüht die Wange,
Heller stralt der Fürstin Blick.
Volle Lust ist erst beschieden
Als auch froh der Abend naht:
Ja es lohnen schon hienieden
Götter jede gute That.

König Robert hocherfreuet
Faßt des Glückes Fülle kaum.
Hold und holder nur erneuet
Sich der wonnigliche Traum:
Schifft noch oft auf goldnen Kielen,
Trinkt noch manchen Becher leer
Und in späten Tagen spielen
Kind und Enkel um ihn her.

2.

Drei Legenden von der heiligen Odilie.

I.

Herrn Attich mühten Unmuth und
Verdruß:
Wohl hatt er Ehr und Macht und
Ueberfluß,
Dazu war ihm ein holdes Weib be-
schieden;
Doch Eins gebrach zu seines Herzens
Frieden:
Der Vaterfreuden zärtlicher Genuß.

Da wandt er sich zum Himmel im Gebet:
„Und wenn mein Wunsch noch in Erfüllung geht,
Und du mir gönnst den holden Leibeserben,
In deinem Dienste leben soll und sterben
Das Kind, das ich so brünstig mir erfleht."

Da ward ihm Vaterfreude bald gesandt;
Doch nahm der Himmel sich voraus ein Pfand,
Leicht hätt er sonst das Töchterchen verloren:
Mit blinden Augen wards zur Welt geboren
Und in der Tauf Odilie genannt.

Zu aller Augen Lust hervorgebracht,
Doch deckte seine Finsterniß und Nacht.
Das ließ die Eltern nicht ihr Glück genießen:
Sie hofften noch, sie sollten sich erschließen
Zu schaun die Welt und ihrer Farben Pracht.

Man rühmte viel dem Kind die Herlichkeit,
Der Auen Reiz im grünen Frühlingskleid,
Der Rose Schein, der Rebe Laubgehänge,
Die Sonnenpracht der Auf- und Niedergänge
Und wie ein Baum mit Blüten sich beschneit.

So ward sie früh des Triebes sich bewust
Zu wißen um des höchsten Sinnes Lust,
Das Wunderbild der Welt in sich zu saugen,
Das Licht zu trinken mit dem Kelch der Augen,
Der Wunsch erfüllte ganz die junge Brust.

Nun war die Jungfrau wonniglich erblüht,
Da rang in Sehnsucht mächtig ihr Gemüth,
Zum Himmel flehend wandte sich die Blinde:
Da riß, o Wunder, ihrer Augen Binde,
Vom Strom des Lichtes ward sie übersprüht.

Sie sah nun alle Herlichkeit der
Welt,
Das Farbenspiel im Garten und im
Feld;
Des Vaters Freude war nicht zu er=
meßen;
Doch des Gelübdes hätt er gern ver=
geßen:
Gemahnt' es ihn, war all sein Glück
vergällt.

Doch unbefriedigt fühlt die Jung=
frau sich:
„Viel schöner sah ich Alles innerlich,
Viel glühender die Morgenröthe glän=
zen,
Den Frühling sich viel lieblicher be=
kränzen;
Es noch zu schaun, mein Auge, schließe
dich.“

Manch seltnes Schauspiel ward ihr vorgeführt;
Doch alle Schönheit ließ sie ungerührt,
Viel höhre Reize sah sie vor sich schweben:
„Sie sind kein Traum, es muß ihr Urbild leben,
Wird auch ihr irdisch Gleichniß nicht verspürt.“

Sie ward nur froh wenn sich ihr Auge schloß:
Dann kam ein lichter Schein, der sie umfloß,
Drin stieg der ganze Himmel zu ihr nieder:
Da glänzte so der Engel bunt Gefieder,
Daß Lust sich ihr durch alle Sinne goß.

Der Vater sprach von ihrem Bräu-
tigam:
Wie schreckte sie das Wort, das sie ver-
nahm!
„Du hast mich einem Bräutigam ge-
schworen,
Der hat auch mich zur Braut sich aus-
erkoren;
Noch gestern war es, daß er zu mir kam.

„Er ist so schön, so lautern Ange-
sichts,
Glut stralt sein Blick des reinsten
Sonnenlichts,
Kein Maler mag ein holder Bildniß
malen:
O sähst du ihn in Himmelsschöne
stralen,
Gestündest du, auf Erden gleicht ihm
Nichts.

„Der ist mein Bräutigam, ich bleib
ihm treu:
Er wird nicht alt, ist ewig jung und
neu;
Den Himmel schenkt er mir zur Mor-
gengabe.
Es ist dein Gott, den ich erkoren habe:
Ihn zu erzürnen, Vater, hege Scheu!"

II.

Zu Adelhard, dem werthen Lehens-
mann,
Herr Attich hub, Alsatiens Herzog, an:
„Du sollst und must noch heut mein Ei-
dam werden;
Mag sie zum Schein sich klösterlich ge-
berden,
Ich wills und weiß, daß sie's nicht
weigern kann."

Odilie hörts und fleht zum Kreuzesbild:
„In dieser Noth sei du mein Hort und Schild,
Denn dir gebührt das Opfer meines Lebens."
Am Abend sucht man sie im Schloß vergebens:
Im Zorn durchsprengt der Herzog das Gefild.

Zum Fergen spricht er an des Ufers Rand:
„Sie kam daher im rauhen Bußgewand:
„Habt ihr sie, Alter, über Rhein gefahren?" —
„Ich streit es nicht: in ihrem Kleid von Haaren,
Wie hätt ich wohl die Herzogin erkannt?"

Hinüber trägt sein guter Kahn sie
bald:
„Gefährten, rasch umzingelt mir den
Wald;
Weilt sie noch hier, so müßen wir sie
fangen.“
Die fromme Pilgerin ergreift ein
Bangen,
Da rings Halloh und Jagdgeschrei er-
schallt.

Schon wankt ihr Tritt, es ist die
letzte Kraft,
Die aufwärts fliehend sie zusammenrafft;
Dort hofft sie sich im Dickicht zu ver-
bergen.
Im Sturmschritt nahn des Vaters
rauhe Schergen:
Wo ist die Zuflucht, die ihr Rettung
schafft?

„Es ist vergebens, der Verfolger naht;
Um diesen Felsen schlingt sich noch sein
Pfad:
Mein Heiland hilf, und deinen Engel
sende!" —
Da öffnen sich die starren Felsen-
wände
Bis sie der Fuß der Heiligen betrat.

Und draußen schallt der nahen Rosse
Huf:
„Odilie!" tönt des Herzogs banger
Ruf.
„Mein Vater!" hallt es aus dem Fel-
sen wieder.
„Odilie!" — Da lähmt ihm Schreck
die Glieder,
Er ahnt die Macht, die dieses Wunder
schuf.

„Mein Vater!“ spricht es aus dem Stein ihm zu,
„Der mich beschützt, ist mächtiger als du:
Sieh, diesen Felsen wirst du nicht durchdringen,
Und könntest du's, so trügen Engelschwingen
Mich himmelwärts in selge Gottesruh.

„Willst du dein Kind auf Erden wiederschaun,
So laß ein Kloster dort im Thal erbaun
Und gönne mir dem Ewigen zu dienen:
Dem sichtbar Gottes Herlichkeit erschienen,
Dem ist der Tand der sündgen Welt ein Graun.“

Wie er die Hand zum Schwur zum
Himmel hebt,
Thut sich der Felsen auf und glänzend
schwebt
Odilie dem Reuigen entgegen.
Sie knieen hin und flehn um ihren
Segen,
Der sie entsühnt und wunderbar
belebt.

III.

Ein Greis im Schnee ohnmächtig
hingestreckt,
Mit Beulen wie ein Lazarus bedeckt,
Zum Himmel schickt er halberstorbne
Laute:
Das hört Odilie, die Gottgetraute,
Die jeder Seufzer aus dem Schlummer
schreckt.

Sie eilt dahin wo sie's im Geist gesehn;
Allein zu spät, schon ists um ihn geschehn.
Sie findet nur die Leiche des Erstarrten:
„Versuch ichs, ihn zu betten und zu warten,
Vielleicht erhört der Himmel noch mein Flehn."

Zur Klosterpforte trägt sie ihn im Nu,
Bereitet ihm auf weichen Polstern Ruh;
Auf seine Brust gesenkt, daß er erwarme,
Umschlingt sie ihn mit lilienweißem Arme,
Und Leben facht ihr reiner Hauch ihm zu.

Da öffnet er die Augen und erschrickt,
Als er so nah die Holde sich erblickt:
„Hinweg, o schnell, von dem unselig Kranken!
Soll ich durch Pest und bös Geschwür dir danken,
Du edle Retterin, die Gott mir schickt?

„Wer mich berührt, den faßt der Seuche Graus,
Drum weichen alle Menschen vor mir aus,
Mich duldet Niemand unter seinem Dache.
Denn kaum empfand ich Gottes schwere Rache,
So stieß der Knecht mich aus dem eignen Haus.

„Und als ich weinend mich zur Kirche
schlich,
Der Priester am Altar entsetzte sich
Und der Gemeinde weigert' er den
Segen:
Ich muste mich auf eine Bahre
legen
Und eine Messe las man über mich.

„Dann auf den Friedhof ward ich
ausgeführt,
Verbrannt die Bahre, die mein Leib be=
rührt,
Und mir geboten, Menschenspur zu
meiden.
Seitdem nun schweif ich einsam über
Heiden,
Wo nie des Menschen Stapfe ward
verspürt.

„Siehst du die Klapper nicht, das graue Kleid,
Des Miselsüchtgen warnendes Geleit,
Daß du es wagtest, Hülfe mir zu reichen?
O soll das Gift dich, Herliche, beschleichen,
So find ich erst den Gipfel meinem Leid."

Odilie schweigt, ein selges Lächeln schwebt
Ihr um das Auge, das zum Himmel strebt,
Dann küßt sie ihn und weiß von keinem Schrecken.
„Unreines mag das Reine nicht beflecken,
Denn rein verbleibt wer Gottes Ehren lebt.

„Den Menschen war dein Athemzug verhaßt,
Denn sie gedachten ihrer Sündenlast
Und deine Näh war sichtliches Verderben;
Du aber mustest Reinigung erwerben
Und hättest du nur meinen Saum erfaßt.

„Erhebe dich, du bist gesund und rein,
Nicht reiner kann des Himmels Sonne sein,
Und deine Sünden hat dir Gott vergeben.“
Durchdrungen fühlt er sich von neuem Leben
Und Gottes Dienst gelobt er es zu weihn.

3.

Die Sage von Amicus und Amelius.

Quellen: 1. Vincentii Bellovacensis Spec. hist. lib. 24. c. 162—166.
2. Albericus Trium fontium, Leibnitii accessiones hist. II. 108—110.
3. Sieben weise Meister, letzte Novelle.

Zu den Zeiten Pipins, des Königs der Franken, wurden zwei Knaben geboren, die sich wunderbar ähnlich sahen; der eine dem Grafen von Alvern, der andere einem Ritter von Bericum. Als

diese von ihren Eltern zur Taufe nach Rom gebracht wurden, trafen sie in der Stadt Lucca zusammen und nachdem sie hier einander kennen gelernt, gelangten beide zugleich nach Rom. Und so groß war unter den Kindern die Zuneigung und Willenseinheit, daß keines ohne das Andere Speise nehmen, noch in einem andern Gemach schlafen wollte. Man brachte sie nun vor den heiligen Pabst Deusdedit, welcher sie taufte und den Sohn des Grafen Amelius, den Sohn des Ritters Amicus nannte. Und viel römische Ritter hielten sie mit Freuden über dem heiligen Taufwaßer. Darauf schenkte ihnen der Pabst zwei hölzerne Becher von gleichem Umfang, mit Gold und Edelsteinen verziert. „Empfanget diese Gabe," sprach er, „und laßt sie euch ein ewiges Andenken sein, daß ich euch in

der Kirche des heiligen Erlösers getauft habe." Mit Dank empfingen die Eltern das Geschenk und zogen zurück in ihre Heimat.

Den Sohn des Ritters von Vericum, als er zu seinen Jahren kam, begabte Gott fast wie einen andern Salomon mit großer Weisheit. Als er dreißig Jahr alt war, fiel sein Vater, der edle fromme Greis, in eine schwere Krankheit. Er ermahnte ihn, sich dem Kriegsdienst Christi zu weihen, seinem Lehnsherrn getreu zu bleiben, Genoßen und Freunden Hülfe zu leisten, Werke der Barmherzigkeit zu üben und überdieß die Verbindung mit dem Grafen von Alvern nie zu vergeßen. Und nach diesen Worten ging er ein zu dem Herrn. Mit den gebührenden Ehren ließ ihn der Sohn zur Erde bestatten.

Bald aber begannen böswillige Menschen den Jüngling zu neiden und ihm durch List und Tücke heimlich nachzustellen. Doch Er liebte Jedermann und trug in Geduld alles Unrecht, das ihm geschah. Dennoch wuchs die Bosheit der Gottlosen so sehr, daß sie ihn mit allen den Seinen aus der ererbten Burg der Väter verstießen. Da nahm er zehn Knechte zu sich und sprach: „Eilen wir an den Hof des Grafen Amelius; der ist mein Freund und Geselle: vielleicht giebt er uns von seinem Ueberfluß. Wo nicht, so flüchten wir zu Hildegard, der Gemahlin Karls, des Königs der Franken: die ist gewohnt den Vertriebenen beizustehen."

Sie kamen also an den Hof des Grafen; ihn selber aber fanden sie nicht daheim, denn er war gen Bericum gezogen, seinen

Freund zu besuchen, da er gehört hatte, daß sein Vater gestorben sei. Als er ihn dort nicht angetroffen, war er traurig geschieden und hatte sich vorgesetzt nicht eher zur Heimat zurückzukehren bis er ihn gefunden habe. Aber auch Amicus ließ nicht nach, den Grafen zu suchen bis er eines Tages bei einem edeln und mächtigen Manne Herberge fand, der, nachdem er seine Unfälle vernommen hatte, ihm freiwillig seine Tochter zur Ehe gab.

2. Wie sie einander suchten und fanden und zusammen an König Karls Hof kamen.

Nachdem er anderthalb Jahre hier zugebracht hatte, eilte Amicus mit seinen Knechten gen Paris, um den Grafen Amelius zu suchen; und dieser suchte schon seit zwei Jahren nach Amicus. In der Nähe

von Paris begegnete er einem Pilger und fragte ihn, ob er den Ritter Amicus von Bericum nicht gesehen habe, der aus seiner Heimat vertrieben sei?

Als jener antwortete, er habe ihn niemals gesehen, zog der Graf sein Kleid aus und gab es ihm, indem er ihn bat für ihn zu Gott zu beten, daß er seiner Mühseligkeit, die er nun seit zwei Jahren schon dulde, ein Ende mache. Der Pilger setzte seinen Weg fort und gegen Abend begegnete er dem Amicus. Dieser fragte ihn, ob er nichts von Amelius gehört habe, dem Sohn des Grafen von Alvern? Er antwortete: Was verspottest du mich armen Pilger? Bist du nicht Amelius, der mich heute fragte, ob ich den Ritter Amicus von Bericum gesehen habe? Und dieses Kleid hast du mir geschenkt. Jetzt aber weiß ich nicht warum du Klei-

dung, Gefolge, Pferde und Waffen gewechselt hast. Amicus sprach: Ich bin nicht Amelius, sondern Amicus, der nicht aufhört, Amelius zu suchen. Darauf bat auch Er den Pilger für ihn zu beten und gab ihm reichliches Almosen. Da sagte der Pilger: „Eilet nach Paris, Ritter: dort hoffe ich werdet ihr ihn finden, den ihr sucht.“

Also eilte Amicus und fand ihn vor Paris auf einer blühenden Wiese an der Seine, wo er mit seinen Rittern beim Male saß. Als diese die Bewaffneten von Bericum heranreiten sahen, sprangen sie auf, ergriffen ihre Waffen und liefen ihnen entgegen. Auch Amicus ermunterte die Seinen zum Kampf, denn er glaubte, es seien Pariser, die ihn angreifen wollten. Sie ließen also die Zügel schießen und rannten wider ein-

ander. Schon sind die Spieße empor gerichtet, die Schwerter aus der Scheide gezogen, daß man glauben sollte, Keiner von beiden werde der Gefahr des Todes entrinnen. Aber Gott, der Alles fügt, läßt beide Theile unverwundet hervorgehen. Darauf sprach Amicus: Ihr seid tapfere Ritter, daß ihr den vertriebenen Amicus mit den Seinigen erschlagen wollt. Bei dem Ton dieser Stimme erblasste Amelius und erkannte Amicus. Sogleich sprangen sie von den Pferden und küssten sich herzlich und dankten Gott für so unerwartete Freude. Nachdem sie sich ewige Treue gelobt, begaben sie sich an den Hof König Karls und Amicus ward des Königs Kämmerer, Amelius sein Truchseß. Eine Lust war es die Jünglinge zu schauen, beide gleich bescheiden, weise und schön, von gleicher

Gestalt und gleicher Kleidung, von allen geliebt und geehrt.

3. Wie Amicus den Amelius von schweren Anklagen befreit und ihm die Tochter des Königs wirbt.

Nun hatte der König eine einzige Tochter mit Namen Belixenda, welche der Vater sehr liebte und die mit ihrem Hofgesinde eine eigene Pfalz bewohnte, und wenn der König einer köstlichen Schüßel nicht begehrte, so schickte er sie durch Amicus seiner Tochter, welche diesen darum sehr lieb gewann. Eines Tags war aber Amicus in der Schatzkammer beschäftigt, und Amelius muste an seiner Statt der Jungfrau das Eßen bringen. Da ergriff ihn ihr Anblick so mächtig, daß er nicht wuste wie ihm geschah, und da er bedachte wie weit sie über ihn erhaben sei, und daß er nicht hoffen dürfte sie zu gewinnen,

gerieth er außer sich vor Schmerzen. Weinend warf er sich auf sein Bette, und Amicus, der hinzu kam, fragte ihn erschrocken, was ihm gebreche? Er wollte es ihm erst nicht sagen und versicherte, daß er sterben müße und ihm Niemand helfen könne; aber Amicus sprach: „Ich weiß wohl warum dir so wehe ist. Du hast heute des Königs Tochter gesehen, die hat dir das Herz verwundet; aber sei getrost: ich will dir beistehen, daß du deswegen nicht stirbst.“

Darauf ging er aus der Kammer in die Stadt und kaufte für großes Gut ein seidenes Tuch voll edeln Gesteins: das gab er der Königstochter in Amelius Namen. Da sprach sie: „Warum schickt mir Amelius diesen Schatz, da er mich doch nur einmal gesehen hat? Er antwortete: „Wißt, daß er aus Liebe zu

euch todkrank liegt und müste er sterben, so thätet ihr großes Unrecht: darum rath ich euch, daß ihr ihn erhört und tröstet." Sie aber antwortete: „Wie dürft ihr mir rathen, mein Magdtum an ihn zu verlieren? Geht von mir und sprecht mir nicht mehr von solchen Dingen."

Amicus gehorchte; aber des andern Tags ging er wieder in die Stadt und kaufte für sein eignes Gut noch doppelt so viel edeln Gesteins als das Erstemal und gab das wiederum der Königstochter in Amelius Namen. Sie aber sprach: „Mich wundert sehr, daß Ihr mich so oft und so vielmal gesehen habt und nicht lieber für euch selber werbt als für einen Andern. Da antwortete Amicus: „Möge mir nie von euch geschehen wie Ihm geschah. Wer aber einen Gesellen hat, der soll ihn lieb haben wie sich

selber. Darum bitt ich euch um Gotteswillen, laßt ihn nicht um euretwegen verderben.“ Er ging und am nächsten Morgen that er zum drittenmal wie zuvor und brachte der Königstochter noch reichere Gaben als je. Und als sie die kostbaren Gesteine erblickte, sprach sie: „Wenn dem so ist wie du versicherst, daß er mich liebt und sterben muß, wenn er kein Gehör findet, so sag ihm, daß er komme wenn es ihm beliebt: er werde die Thüre offen finden.“

Da ward er fröhlich und hinterbrachte dem Amelius die Botschaft und als er das vernahm, da war ihm als sei er aus einem tiefen Schlaf erwacht und ward frisch und gesund und am Abend schlich er zu der Königstochter und ward wohl empfangen, denn Belixenda hatte die Liebe, die sie zu Amicus getragen,

dem Amelius, seinem Gleichniß, zugewandt.

Nach Verlauf dreier Jahre sprach Amicus zu Amelius: „Mich verlangt mein Weib zu sehen; doch so bald ich kann, kehr ich zurück. Bleib du indes an des Königs Hof; aber hüte dich vor der falschen Freundschaft des boshaften Grafen Harderich. Wiße nämlich, daß er schon vor vier Jahren hieher geschickt hat, um in des Königs Dienste zu treten, und vernimmt er jetzt, daß ich hinweg bin, so kommt er sicherlich und empfängt meinen Platz von dem König. Erfährt er dann von euerm Verständniß, so verleumdet er dich und du wirst getödtet." Als jener ihm dieß versprochen, schied er von dannen. Bald kam nun Harderich bei Hofe an und ward von dem Kaiser zu seinem Kämmerer geordnet, und der

Hausmarschall bestimmte, daß er mit Amelius dessen Wohnung theilen sollte. Dieser setzte sich mit allen Kräften dagegen, aber vergebens. Eines Tages sprach Harderich zu Amelius: „Weist du nicht, theurer Graf, daß Amicus den Schatz des Königs bestohlen und darum die Flucht ergriffen hat? Geh du jetzt mit mir den Bund der Freundschaft ein, und empfange meine Treue über den Reliquien der Heiligen. Dieß geschah, und nun stand Amelius nicht länger an, ihm alle seine Geheimnisse zu entdecken. Eines Tages, da er vor dem König stand, und ihm das Waßer zum Handwaschen reichte, sprach Harderich: „Mein König, empfangt nicht das Waßer von der Hand dieses Verbrechers, der eher des Todes als der Ehre würdig ist: denn er hat eure Tochter verführt."

Bei diesen Worten fiel Amelius zitternd nieder und konnte vor Schreck nicht antworten. Aber der König hob ihn liebreich auf und sprach: „Fürchte nichts, Amelius, steh auf und vertheidige dich mannhaft gegen diese Beschimpfung.“ Da erhob er sich und sprach: „Gerechter König, glaubt nicht den lügnerischen Worten des Verräthers Harderich, sondern vergönnt mir eine Frist mich zu berathen, daß ich in euerm Angesicht mit ihm kämpfe und im Beisein des Hofes ihn der Lüge überführe.“

Als der König ihn dieser Bitte gewährt hatte, übernahm es die Königin Hildegard, die Sache des Amelius zu schirmen. Aber er vertraute wenig seinen Kräften, denn Harderich war ein stärkerer Mann, und in aller Ritterschaft gewandter; auch war seine Anklage gerecht: dar-

um fürchtete Amelius das Gottesurtheil. Während er nun sich Rath und Beistand suchte, begegnete er dem Amicus, der eben an den Hof des Kaisers zurückkehrte. Dem warf er sich zu Füßen und sprach: „O du einzige Hoffnung meines Heils, wie schlecht hab ich dir die Treue bewahrt! Ich bin angeklagt wegen Buhlschaft mit der Tochter des Königs, und soll vor dessen Angesicht mit dem falschen Harderich kämpfen."

Amicus, als er ihn hart gescholten, sprach: „Laß uns Kleider und Pferde tauschen und begieb dich dann statt meiner in mein Haus; ich will unterdes mit Gottes Hülfe den Zweikampf mit dem verrätherischen Grafen Harderich für dich ausfechten. Aber hüte dich mein Weib zu berühren."

Hieraus schieden sie weinend von ein=

ander und Amicus ging in Gestalt des Amelius an den Hof des Königs; Amelius aber nach dem Hause seines Freundes in Gestalt des Amicus. Und als des Amicus Gemahl ihn erblickte, glaubte sie, es sei Amicus und wollte ihn umarmen und küssen. Er aber sprach: „Weiche von mir, denn für mich ist jetzt die Zeit des Weinens, nicht der Freude.“ Und als sie des Nachts dasselbe Bette bestiegen, legte er ein bloßes Schwert zwischen sie und sich: „Sieh zu,“ sprach er, „daß du mir nicht zu nahe kommst, denn alsbald würdest du von diesem Schwerte des Todes sein.“ So brachten sie auch die übrigen Nächte zu bis Amicus zurückkehrte.

Inzwischen hatte sich Amicus in den Kleidern seines Freundes zu dem Könige begeben und den Ehrenkampf mit Har=

derich auszufechten erboten. Da sprach der König: „Fürchtet euch nicht, Graf: wenn ihr Sieger bleibt, will ich euch meine Tochter zur Gemahlin geben." Des andern Morgens in der ersten Stunde begaben sich also Harderich und Amicus gerüstet auf den Kampfplatz im Angesicht des Königs und des gesammten Volkes von Paris. Da sprach Amicus, um sein Gewißen zu erleichtern, zu Harderich: „O Graf, einen thörichten Rath habt ihr gefaßt, daß ihr so heftig meinen Tod verlangt und euch selbst so unbesonnen der Todesgefahr Preis gebt. Wollt ihr die Falschheit eurer Anklage bekennen und den tödlichen Zweikampf vermeiden, so verspreche ich euch beständige Dienstleistung und Freundschaft." Aber Jener antwortete wüthend, er frage nichts nach seiner

Freundschaft und Dienstleistung, sondern sinne nur darauf, ihm das Haupt abzuschlagen. Er schwört also, daß Jener die Tochter des Königs verführt, und Amicus schwört, daß Harderich gelogen habe.

Als sie hierauf kämpften, ward Harderich besiegt und Amicus hieb ihm das Haupt ab. Da gab ihm der König seine Tochter, deren Ehre er gerettet hatte, zur Gemahlin und wies ihnen eine Stadt in der Nähe des Meeres zur Wohnung an. Nach Empfang derselben eilte Amicus voller Freude in sein Haus, wo er Amelius fand und zu ihm sprach: „Sieh, ich habe dich gerächt an dem Verräther Harderich und dir des Königs Tochter geworben.“ Voller Freuden begab sich Jener dahin, empfing seine Gattin und wohnte mit ihr in der erwähnten Stadt.

4. Wie Amicus, vom Aussatz befallen und vertrieben, von Amelius aufgenommen ward.

Wie Amicus nun wieder das Bett seiner Gemahlin bestieg und sie freundlich herzte und küsste, sprach sie zu ihm: „Es ist Zeit, daß du mir wieder ein Zeichen der Liebe erbietest.“ Er sprach: „Warum redest du also?“ Sie antwortete: „Hast du nicht alle Nacht, schon seit vielen Wochen, ein bloßes Schwert zwischen mich und dich gelegt, also daß mein Leib den deinen nicht berühren konnte?“ Da gedachte Amicus: „Nun seh ich wohl, daß mein Geselle getreu an mir gehandelt hat;“ und sprach zu ihr: „Liebes Weib, ich wollte dir damit nichts zu Leide thun. Man spricht, die Weiber sind blöder Natur. Darum wollt ich dich versuchen.“ Da sie das hörte,

ergrimmte sie und gedachte: „Hast du mir diese Schmach angethan, so muß ich dafür an dir gerochen werden. Und mit einem Ritter, der ihr Buhle war, verschwor sie sich wider ihn und gaben ihm heimlich Gift zu trinken; jedoch starb er davon nicht, sondern ward aussätzig. Da berief er zwei Knechte, Ozontes und Ozatus, und sprach: „Tragt mich hinweg aus den Händen meines Weibes und nehmt heimlich meinen Becher und bringt mich gen Rom." Hier fand er den Pabst Constantin und viele römische Ritter, die ihn aus der Taufe gehoben. Diese gaben ihm aus Milde hinreichenden Unterhalt für sich und die Seinen. Aber nach dreien Jahren hob sich eine so schwere Hungersnoth in der Stadt, daß auch der Vater den Sohn von sich ausstieß. Da schied er auf Andringen seiner

Knechte von dannen und ließ sich nach dem Wohnsitz des Grafen Amelius führen.

Als er nun vor das Thor der Pfalz kam, da saßen auf der einen Seite die Armen, auf der andern Seite die Aussätzigen und warteten des Almosens. Da setzte sich Amicus zu den Aussätzigen, und als es Eßenszeit war, da klopfte er an die Tafel neben dem Thore. Der Thorwart kam und fragte, warum er klopfe. Er sprach: „Ich bin ein armer Aussätziger, bitte den Grafen, daß er mich um Amicus willen zu sich einlaße. Der Thorwart sprach: „Mich wundert, daß du dieß begehrst; doch will ich deine Bitte vor den Grafen bringen.“ Als nun Amelius hörte, daß er um Amicus willen gebeten habe, befahl er ihn einzulaßen, ihm auch Fleisch und Brot und den

besten Wein vorzusetzen. Da sprach er zu dem Diener: „Geh hin und bitte den Grafen, daß er mich um Amicus willen einmal aus seinem Becher trinken laße." Der Diener sprach: „Ich will thun wie du bittest; ich glaube aber nicht, daß es geschieht, denn wenn du einmal aus dem Becher getrunken hast, so trinkt der Graf nie wieder daraus." Als aber Amelius hörte, daß er um Amicus willen gebeten habe, sprach er: „Gieb ihm zu trinken aus meinem Becher des besten Weins, den ich zu trinken pflege." Und als der Diener ihm den Becher brachte, sah er den Becher des Kranken, der jenem in Allem glich. Und als er des Grafen Becher zurück brachte, sprach er: „Bei meiner Treue, Herr, hätt ich euern Becher nicht fest im Auge behalten, so hätt ich ihn mit dem des

Kranken verwechselt: so gleich sind beide an Schönheit und Größe."

Da sprach Amelius: „So ist entweder Amicus todt, oder der Aussätzige hat den Becher gestohlen." Da ließ der Graf den Kranken zu sich in ein Seitengemach führen und fragte, woher er sei, und wie er zu dem Becher komme. Da antwortete Jener, er sei von der Burg Bericum gebürtig und habe zu Rom von dem Pabst Deusdedit Becher und Taufe empfangen. Da erkannte ihn der Graf, daß er sein Geselle sei, der ihm in Todesgefahr beigestanden und die Tochter des Königs geworben habe. Also warf er sich über ihn mit Weinen und Schluchzen und herzte und küßte ihn tausendmal. Darauf ließ er ihm eine Kammer zurichten und bat ihn, sich geheim zu halten und sich Niemand.

auch nicht der Gräfin, zu offenbaren, denn wenn sie es wüßte, so werde sie gar außer sich sein vor Schmerzen. Und die besten Aerzte der Welt ließ er zu sich bescheiden; aber alle sprachen, es sei nicht zu helfen.

5. Wie Amelius den Amicus mit dem Blute seiner Kinder besprengt und heilt.

Da erhob der Graf sein Gebet zum Himmel und bat Gott demüthiglich, daß er Amicus seine Gesundheit wiedergeben möge. Und da er eines Nachts in seinem Bette lag, kam eine Stimme von Himmel und rief: „Wiße, daß Amicus wohl weiß wie man ihn gesund machen könne." Da erhob er sich vom Lager, ging zu Amicus hin und beschwor ihn, ihm zu sagen, wodurch er geheilt werden könne. Er antwortete: „Es ist nicht unbillig,

daß ich dir dieß verschwiegen habe, denn wiewohl es möglich zu thun ist, so ist es doch unmöglich zu sagen und dünkt mich auch nicht ziemlich zu vollbringen." Aber Amelius ließ nicht ab, in ihn zu dringen und beschwor ihn hoch und theuer es ihm zu sagen. Da sprach Amicus: „Sollte ich gesund werden, so müste ein Ding geschehen; aber es wäre mir lieber und beßer ich stürbe als daß man es thäte. Weil du aber nicht abläßest, so will ich dir sagen worin es besteht. Wiß also, wenn du deine Söhne tödtest und mich in ihrem Blute badest, so werd ich gesund; und darum hab ich es dir verschwiegen: denn es ist nicht ziemlich und billig und wär auch gänzlich wider die Natur."

Da gedachte der Graf seiner Wohlthaten und wie er sich der Todesgefahr

für ihn ausgesetzt und durch seine Treue gegen ihn diese schmähliche Siechheit erworben habe, und in der Nacht erhob er sich, ergriff seinen Dolch und trat vor das Bett der schlafenden Knaben, die schon drei Jahr alt waren. Er beugte sich über sie und weinte bitterlich und sprach: „Wer hörte jemals, daß ein Vater seine Kinder freiwillig getödtet? Weh, meine Kinder! von nun an werd ich euch nicht mehr Vater, sondern blutiger Mörder sein!“ Da fielen seine Thränen auf sie nieder, daß sie erwachten und als sie des Vaters Antlitz gewahrten, fingen sie an zu lächeln. Da sprach der betrübte Vater: „Euer Lächeln, o Schmerz, muß sich in Trauer verkehren, denn euer unschuldiges Blut wird der grausame Vater vergießen. Und mit diesem Worte enthauptete er

sie, und die Leiber mit den Häuptern legte er im Bette zusammen als ob sie schliefen. Mit dem gesammelten Blut aber besprengte er den Freund und sprach: „O Jesu Christe, du befahlst den Menschen Treue zu halten und heiltest den Aussätzigen mit deinem Worte: reinige nun auch diesen meinen Gesellen, um dessen Liebe ich das Blut meiner Söhne zu vergießen nicht zögerte.“ Und sogleich ward er gereinigt und frisch und gesund und alsobald erkannte der Graf ihn wohl und küßte ihn und sprach: „O mein Amicus, nun erkenn ich dich erst, und die Stunde müßte gelobt und ewiglich selig sein, in der ich meine Kinder getödtet um deiner Gesundheit willen.“ Dann sprach er weiter: „Nun begieb dich hinweg über drei Meilen von hier und morgen früh schick einen

Boten vor dir her, der uns verkünde daß du kommst, so will ich dir entgegenfahren mit großer und festlicher Freude. Und als er sich köstlich gekleidet, schlich Amicus in der Nacht vor die Burg; am Morgen aber kamen Boten, daß er im Anzuge sei.

Als die Königstochter das hörte, ward sie froh und sprach zu dem Grafen: „Nun reitet ihm entgegen mit großem Gepränge: so will ich euch nachreiten mit meinen Jungfrauen, Rittern und Knechten.“ Also holten sie ihn ein mit prächtigem Gefolge und führten ihn heim in die Pfalz und als es Zeit war, daß man eßen sollte, muste er zwischen dem Grafen und der Königstochter sitzen, und diese erzeigte ihm alle Lieb und Freundschaft, und was sie nur ersinnen konnte, that sie ihm zu Ehren. Da sprach Amelius:

„Ich freue mich, daß du unserm Gaste so viel Ehre erbietest; aber sage mir, Belixenda, hast du auch den Aussätzigen gesehen, der aus meinem Becher trank und mit uns speiste?“ Sie sprach: „Ja, und nie sah ich einen unreinern Menschen.“ Und Amelius frug weiter: „Wenn nun Amicus wäre wie jener und nur das Blut unserer Söhne könnte ihn heilen, wolltest du ihm wohl helfen oder nicht?“ Da sprach sie: „Was redet ihr? Und hätt ich noch zehn Söhne zu den zweien, ich wollte sie alle mit eigenen Händen erwürgen, daß Amicus geheilt würde. Denn wär er einmal gestorben, so möchte ihn nichts in der Welt ersetzen; wären aber meine Söhne todt, so bin ich noch jung und mag mit Gottes Hülfe noch viel Söhne und Töchter gewinnen.“

Doch wollte ihr der Graf nicht sagen was geschehen sei, sondern seufzte aus ganzem Herzen und konnte den Tod seiner Kinder nicht verwinden. Und als die Königstochter befahl die Kleinen herbei zu bringen, daß sie sich mit freuen könnten, sprach er: „Laß sie in Ruhe des Schlafes genießen.“

Aber länger hielt er sich nicht, sondern ging allein in das Gemach über sie zu weinen. Und als er hinein kam, tanzten die Kinder um das Bette und sangen Salve Regina dem allmächtigen Gott und der himmlischen Königin. Und eine Narbe ging um ihren Hals gleich einem rothen Faden, die behielten sie bis an ihren Tod. Da nahm sie der Graf auf die Arme und trug sie auf den Schooß seines Weibes. „Freue dich,“ sprach er, „o Weib, daß deine

Söhne leben! denn sieh, jener Aussätzige war Amicus und mit ihrem Blute hab ich ihn gereinigt." Da standen sie allzumal auf und warfen sich auf die Kniee und dankten Gott seiner großen Gnade und Güte.

Und von dieser Zeit bewahrten der Graf und die Gräfin strenge Keuschheit bis an ihr Ende und lebten dem Dienste Gottes gewidmet. Und der Graf sammelte ein großes Heer, fuhr mit seinem Freunde nach dessen Behausung und ließ Amicus Weib mit ihrem Buhlen verbrennen. Alsdann fuhren sie nach Bericum und belagerten die ungetreuen Unterthanen des Amicus so lange bis sie sich ergaben. Da nahm er sie in Gnaden auf, verzieh ihnen alle Schuld und Beleidigung und wohnte Gott in

Furchten dienend lange in Frieden unter ihnen.

Einst kamen Gesandte des Pabstes Adrianus zu König Karl und flehten um Schutz für die Kirche gegen den gottlosen Desiderius, König der Longobarden. Da zog König Karl mit einem großen Kriegsheer über den Berg Cenis und befahl seinem Oheim Bernhard, mit einem zweiten Heer über den Jupitersberg in Italien einzufallen. In diesem Kriege bekleideten Amicus und Amelius die ersten Stellen. Nun hatte zwar Karl an seinem Hofe für jeden Priester des Desiderius einen Bischof, für jeden Mönch einen Abt, für jeden Ritter einen Fürsten, für jeden Fußgänger einen Grafen oder Herzog; aber dennoch stritten die Longobarden drei Tage lang aufs Tapferste gegen Karls Heer an jenem

Orte, der noch heutzutage Mortalis heißt. Hier fielen auch Amicus und Amelius, denn sie waren im Leben so innig verbunden gewesen, daß sie Gott auch im Tode nicht scheiden wollte. Desiderius aber floh nach Paris, wo ihn König Karl belagert hielt. Nach beendigtem Feldzug rieth der Bischof Albinus dem König und der Königin die Leichname der Gebliebenen zu bestatten und eine Kirche auf dem Schlachtfelde zu gründen. Und Karl stiftete eine Kirche zu Ehren des heiligen Eusebius und die Königin zu Ehren St. Peters. Der König ließ zwei steinerne Truhen aus Mailand bringen: in der einen ward Amelius in St. Peters Kirche, in der andern Amicus in St. Eusebii beigesetzt. Allein auf Gottes Geheiß begab es sich, daß am Morgen der Leichnam des

Amelius in seinem Sarge neben dem des Amicus in der Kirche gefunden ward. Ueber dieß Wunder freuten sich König und Königin höchlich und beschenkten diese Kirche mit großen Gütern.

III.

Aus der Vorrede zur ersten Auflage.

Das liebliche Gedicht, von welchem hier zum erstenmal eine Uebersetzung in neuhochdeutscher Sprache erscheint, hat der Ritter Hartmann, Dienstmann zu Aue, einer der grösten unter den höfischen Sängern des „schwäbischen Zeitalters", gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts gedichtet und seinem geliebten Dienstherrn, dessen Tod er anderwärts rührend beklagt, und in der Trauer darüber sogar das Kreuz nimmt und nach dem heiligen Lande zieht, durch die Anknüpfung der vorgefundenen alten Sage an den Stamm desselben, gleichsam gewidmet und zugeeignet.

Von dem armen Heinrich haben wir außer dem schlechten Abdruck im ersten Bande der Myllerschen Sammlung (hinter dem Parzival), die von den Brüdern Grimm nach der Straßburgischen und vaticanischen Handschrift veranstaltete Ausgabe (Berlin, Realschulbuchhandlung 1815) und eine noch strengere Rezension des Textes in Lachmanns Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts (Berlin bei Reimer 1820). Die Grimmsche Ausgabe enthält überdieß eine Uebersetzung in Prosa und eine gelehrte, tief gedachte Abhandlung über die epischen Grundlagen des Gedichts. Eine dritte Handschrift mit sehr schlechtem Text ist abgedruckt in dem Coloczaer Codex altdeutscher Gedichte von Joh. Grafen von Mailath und Joh. Paul Köffinger, Pesth 1817, S. 416 ff.

Außerdem veranstaltete Dr. Joh. Büsching zu Zürich 1816 eine besondere Ausgabe des Gedichts, welche indes mehr eine Erneuerung war, in der Weise wie es sich die Nibelungen, die Minnelieder und andere gleichzeitige Gedichte vor dreißig Jahren gefallen laßen musten.

Zu solchen Erneuerungen, welche die Gleichgültigkeit des großen Publicums gegen diese Gedichte nur zu steigern vermochten, verleitete die Ansicht als seien dieselben in einer Sprache geschrieben, die zwar veraltet und schwer verständlich, aber doch die unsrige sei,*) in einer Sprache, die überdieß nur eine unausgebildete, so völlig gesetzlose gewesen, daß

*) Flor und Blancheflur, ein episches Gedicht in zwölf Gesängen von Sophie von Knorring, geb. Tieck. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von A. W. von Schlegel. Berlin 1822 S. XVIII.

man die Vocale e o und a willkürlich wechseln und Buchstaben und Silben nach Gefallen anhängen oder unterdrücken könne. Hienach hielt man eine eigentliche Uebersetzung aus derselben in unsere, in welche doch aus allen Mundarten der Welt so viel übersetzt wird, für unstatthaft, glaubte sich aber berechtigt, die alte Sprache, an der doch einmal nichts zu verderben sei, der heutigen Rechtschreibung zu unterwerfen, die dunkelsten Worte durch bekanntere zu ersetzen und übrigens Alles stehen zu laßen, was noch heutzutage verständlich schien. Hiedurch entstand unter dem Namen Erneuerung ein Gemischgemäsch, weder neuhochdeutsch noch mittelhochdeutsch, den Gesetzen der einen wie der andern Sprache gleich sehr zuwider.

Jetzt, nach so großen Fortschritten in

der deutschen Sprachforschung weiß man, daß die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts so gut wie die heutige ihre Grammatik hatte, und daß sie in der Verschiedenheit dieser grammatischen Bestimmungen nicht mit der unsrigen identisch, sondern so weit von ihr verschieden ist, als etwa die Tochtersprachen des Lateinischen von einander. Wer aber ins Französische aus dem Italienischen, Spanischen u. s. w. bloß für die Verständlichkeit übersetzen und so viel von dem fremden Idiom beibehalten wollte als etwa ein Franzose zur Noth verstehen könne, würde mit Recht verhöhnt und der Barbarei bezichtigt werden. Und was würden wir von einem Uebersetzer des Shakespeare sagen, der blos die selten vorkommenden Wörter und Redensarten mit gangbarern, uns näher

liegenden vertauschte und übrigens verhoffte, der sinnige Leser werde sich nun wohl hineinarbeiten.

Schon bei meiner Uebertragung des Nibelungenliedes (Berlin 1827) ging ich daher von der Ansicht aus, daß sie nicht in ein Bastardwesen von Mittel- und Neuhochdeutsch, das zu keiner Zeit gesprochen noch geschrieben worden, sondern durchaus in unsere heutige Schriftsprache geschehen müße: daß man mithin nicht zum Behuf bloßer Verständlichmachung zu *erneuen*, sondern zum Zweck poetischen Genusses zu übersetzen habe. Hiebei fürchtete ich nicht, in einen dem alterthümlichen Geist des Gedichts ungemäßen, modernen Ton zu verfallen, wenigstens schien mir diese Klippe nicht unvermeidlich, da ja unsere poetische Sprache, seit Uhland gedichtet

hat, dem Mittelhochdeutschen angenähert und für den naiven Ton und Ausdruck jener Dichtungen genügend vorbereitet ist. Indessen liegt doch allerdings die Schwierigkeit einer solchen Uebersetzung eben in der Aufgabe, immer neu und doch nie modern zu übersetzen, und weil es nicht weniger als leicht ist, hier die rechte Wahl zu treffen, halte ich es für mühsamer, aus dem Mittelhochdeutschen als aus irgend einer andern neuern Sprache zu übersetzen. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser wie bei jeder metrischen Uebersetzung die Versart der Urschrift beizubehalten und letztere so genau als möglich Vers für Vers wiederzugeben ist, woraus bei den kurzen Reimpaaren der meisten erzählenden Gedichte jenes Zeitraums eine fast unüberwindliche Schwierigkeit entsteht.

Noch einer andern Ansicht muß ich hier begegnen, als ob nämlich diese alten erzählenden Gedichte nicht einen bloßen Sprachausleger (d. h. Uebersetzer), sondern einen dichterischen Dolmetscher (d. h. Ueberarbeiter) bedürften. Diese Ansicht rührt von keinem Verächter der mittelhochdeutschen Poesie, sondern von A. W. von Schlegel*) her, einem Verehrer und gründlichen Kenner derselben, der eben bei dieser Gelegenheit den „unermeßlich hohen Werth" dieser Dichtungen und das Unvermögen der jetzigen Zeit etwas Aehnliches hervorzubringen von Neuem anerkennt. Aber es ist doch bedenklich, daß nach einer frühern Aeußerung dieser unermeßlich hohe Werth in der Erfindung

*) a. a. O. S XVI. XIX ff.

beruhen soll, worin überhaupt die einfachen, kräftigen und deshalb gläubigen Zeiten am glücklichsten seien, während es der Beruf unserer reifern und besonnenern Zeit sei, auszubilden, zu vollenden und auch die bewußtlose Tiefe zu ergründen. Die Darstellung leide in jenen Gedichten an mancherlei Gebrechen, wovon die unglücklich gewählte Versart der kurzen Reimpaare den meisten Antheil habe. Um diese Gebrechen wegzuräumen, müße man diese Werke völlig umdichten und nicht anders mit den alten Meistern umgehen als sie selber mit ihren Vorgängern verfahren seien, von welchen sie Ueberlieferung oder Erfindung überkommen hätten. Um Musterbilder eines solchen Verfahrens dürfen wir nicht verlegen sein, da wir ja in A. W. von Schlegels Umdichtung des

Tristan Meister Gotfrids von Straßburg, von welcher leider nur ein Gesang vorhanden ist, und der Frau Sophie von Knorring, geborenen von Tieck, epische Dichtung Flore und Blancheflur, eine selbstschöpferische Umdichtung des gleichnamigen Gedichts des guten Konrad Flecke, besitzen. Aber Herr A. W. von Schlegel ist übel berichtet, wenn er S. XIX a. a. O. glaubt, die Verehrer der deutschen Vorzeit durch diese Aeußerung nicht zu kränken, denn bekanntlich ist die Erfindung meist nicht das Verdienst unserer ältern Dichter: sie wurde ihnen aus welschen Quellen überliefert und nur die Darstellung, die dichterische Bewältigung und Belebung dieser traditionellen Stoffe kann ihnen zugerechnet werden. Wenn diese Darstellung also werthlos oder so mangelhaft wäre als

er versichert, welches Verdienst bliebe dann jenen wohl übrig? Aber die gerügten Mängel sind wenigstens bei den besten der altdeutschen Dichter noch unerwiesen und schwerlich würde sie eine unbefangene Kritik je so erheblich finden, daß darum ihre Werke als rohe Stoffe betrachtet und einer neuen Bearbeitung unterworfen werden dürften. Zwar ist dem Genius nichts versagt, aber wenigstens sollte, wer einen wahren Dichter nach Gutdünken bearbeiten und zuschneiden will, einen höhern Dichterberuf bekunden als jener beseßen hatte. Dieß vorausgeschickt ist es aber wohl erlaubt zu zweifeln, ob nicht Gotfrid von Straßburg eine vollere Dichterweihe empfangen als A. W. von Schlegel, oder Konrad Fleck als Sophie von Knorring, geborene Tieck; so sehr auch letztere mit Ver-

achtung auf die Kunstlosigkeit des alten Sängers und seine schlichten Reimpaare herabsieht. Bewährt der Bearbeiter oder Neudichter eine solche dichterische Ueberlegenheit nicht, so zürnt der Geist des alten Meisters und jener mag dem Vorwurf von fremdem Fette zu zehren eben so wenig entgehen, als seine Arbeit dem Ehrentitel einer Verballhornung. Die allgemeine Verachtung trifft diejenigen, welche die frevelnde Hand gegen die Werke des unsterblichen Britten zu erheben wagen, während seine Ueberseßer, ein Jeder nach dem Maß seiner Kräfte und seines Fleißes Ruhm und Ehre erlangen. So werden auch die beßern deutschen Gedichte des Mittelalters leichter zu überseßen als in Bearbeitungen zu übertreffen sein.

Wenn Hr. von Schlegel ferner die

Nibelungen von seiner eben besprochenen Ansicht ausschließt, indem diese wie er meint keinerlei Erneuerung, die der Aussprache beim mündlichen Vortrage ausgenommen, weder bedürften noch duldeten um lebendig auf die Gemüther zu wirken, so ist es wenigstens erfreulich, die Versicherung zu erhalten, daß es nicht Absicht ist, auch die Nibelungen umzudichten, wogegen vielleicht Mancher Manches zu erinnern hätte. Die Erneuerung beim mündlichen Vortrag halte ich aber für eine durchaus unzuläßige Versündigung an dem Charakter des Gedichts und der Sprache, und ich konnte mich, da ich so glücklich war, Herrn von Schlegel die Nibelungen nach der heutigen Aussprache vorlesen zu hören, selber überzeugen, daß für ein nach der Lachmannschen Aussprache des Mittel-

hochdeutschen gebildetes Gehör keine größere Folter erfunden werden kann als diese erneuerte Aussprache des Herrn von Schlegel.

Auch die Versart der kurzen Reimpaare halte ich weder für so eintönig als sie Herr von Schlegel schildert, noch für so kunstlos als sie Frau von Knorring in ihrer erträumten Meisterschaft in der welschen Stanze verrufen möchte. Schon der allgemeine Gebrauch dieses Versmaßes während eines großen an poetischen Hervorbringungen reichen Zeitalters, und die Betrachtung, daß schwerlich ganz verwerflich sein könne, was so allgemein und so lange beliebt und gültig gewesen, hätte nach dem Goetheschen Spruche

Liebe laßt uns liebend loben:
Jede Form, sie kommt von oben,

bedenklich machen sollen, ob es auch rathsam sei, so unbedingt über dasselbe den Stab zu brechen. Dieß Maß ist der grösten Mannigfaltigkeit, bald langsamerer, bald rascherer Bewegung fähig und durch die nichts weniger als kunstlose Verkettung von Reim und Gedanken, indem der Sinn beständig aus einem Reimpaar in das andere hinüber schreitet, für erzählende Gedichte, die zwischen dem Epos und dem Roman in der Mitte stehen, vorzüglich geeignet. Es ist ein Irrthum, wenn Herr von Schlegel glaubt, es sei der Natur des Reims zuwider, wenn mit der zweiten Reimzeile ein neuer Sinn anhebe, denn seine Natur und Bestimmung ist es allerdings das Ungleichartige, nicht das Gleichartige zu verbinden. In erzählenden Gedichten der eben bezeichneten Art ist es höchst

vortheilhaft, wenn Gedanke und Reim wie Kettenglieder ineinander hangen, denn der aufgegebene Reim, womit der Gedanke abschließt, fordert sein Gegenpart; der Leser beginnt also den folgenden Gedanken, welcher abermals mit einem neuen Reim schließt, dessen Befriedigung er in einem weitern Satze suchen muß, und so schreitet er von Glied zu Glied, von Satz zu Satz fort ohne sich nur der Kunst bewust zu werden, durch die der Dichter seine Aufmerksamkeit gefeßelt hält.

Auf diesem Kunstgriff beruht auch das Gesetz der für die epische Darstellung mit Recht so beliebten Terzine, in welcher immer mit dem zweiten Reimverse ein neuer Sinn beginnt; die Decime der Spanier ist ebenfalls durch die Verkettung von Sinn und Gedanken

bedingt: sollen etwa auch diese Maße gegen die Natur des Reimes verstoßen? Die deutschen kurzen Reimpaare haben überdieß vor der Terzine noch den Vortheil voraus, daß sie dem Leser, wo er dessen bedarf, einen Ruhepunct gewähren können, während ihn die Terzine niemals zu Athem kommen läßt. Unser Maß schreitet nämlich in vierzeiligen Gedankengliedern, welche die Figur abbc, cdde u. s. w. haben, so lange fort, bis die Periode zu Ende ist; alsdann wird, um die Pause hervorzubringen, dem letzten aufgegebenen Reim sein Gegenpart hinzugefügt, sodaß der Schluß der obigen Reimfolge mit effg. g gemacht werden könnte. So sieht man im armen Heinrich, da wo der Druck einen Absatz macht, stäts auch einen neuen Reim anheben, und nur wo die

Aufmerksamkeit in reger Spannung erhalten werden soll, fällt der Absatz zwischen die beiden Reimpaare.

Selbst aber, wenn in unsere kurzen Reimpaare von drei und vier Hebungen das eintönig klappernde unverschränkte Reimpaar nicht durch diese Verkettung von Gedanken und Reim vermieden wird, haben sie noch Leben genug um ein langes erzählendes Gedicht darin durchzuführen. Herr von Schlegel bezweifelt, daß ein Kunsterfahrener dieß je versuchen werde: wir nennen ihm Rückert, der doch wohl für einen Kunsterfahrenen gelten kann, dessen Nal und Damajanti, ein Gedicht, dem es nicht an Lesern gefehlt hat, sich bis zum Ende mit vielem Feuer und Leben in diesen kurzen Reimpaaren bewegt, selbst ohne sich nur der beschriebenen Verkettung von Sinn und Reim zu bedienen.

Man halte mir dieß lange Vorwort über die Behandlung eines so kleinen Gedichts zu Gute: es ist nicht allein in Bezug auf den armen Heinrich gesagt: was ich hier ausgeführt habe, werde ich anderswo voraussetzen können, so wie ich mich auch hier auf das Allgemeinere beziehen muß, das ich in der Vorrede zur Uebersetzung der Nibelungen über mittelhochdeutsche Metrik gesagt habe.

Ueber die andern Bestandtheile dieses Büchleins kann ich mich kürzer faßen, da der einsichtige Leser den Zusammenhang der Anhänge mit dem Hauptgedichte leicht entdecken wird und Grimms gründliche und geistvolle Abhandlungen in seiner Ausgabe des Gedichts nähere Auskunft geben. Da indes diese Uebersetzung nicht für das eigentlich gelehrte, sondern für das gebildete Publicum im

Allgemeinen bestimmt ist, so muß ich hier kürzlich erwähnen was dort näher ausgeführt ist.

Daß unter Miselsucht der Aussatz verstanden ist, wird der Leser aus dem Zusammenhang und der Vergleichung der verwandten Gedichte und Sagen entnehmen. Aus dem alten und neuen Testament ist ihm bekannt, wie furchtbar der Charakter dieser Seuche gewesen sein muß; das Gedicht erinnert selber an Hiob, und der Gedanke an Lazarus liegt zu nahe als daß man darauf hinweisen müßte. Die mosaische Gesetzgebung enthält ausführliche Bestimmungen über die Aussätzigen, ihre Absonderung von den Reinen, ihre Bußen und Opfer. Der Aussätzige soll mit zerrißenem Kleid, entblößtem Haupt und verhüllten Lippen, aller menschlichen Ge-

sellschaft beraubt, seine Wohnung außer dem Lager haben, wovon Moses eigene Schwester nicht ausgenommen wurde.

Nicht minder streng war im Mittelalter die Gesetzgebung gegen die Aussätzigen, denn weil die Miselsucht insgemein als eine unheilbare, gleichsam nur durch ein Wunder zu hebende Krankheit betrachtet ward, so musten die härtesten Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung der Ansteckung getroffen werden und diese erst gaben jenem Uebel den grausamen, fast tragischen Charakter. „Fremde Aussätzige," sagt Grimm, „wurden alsbald über die Grenze gewiesen, einheimische auf Kosten der Angehörigen mit Hut, grauem Mantel, Schelle und Bettelsack bekleidet und in ein entfernt gebautes Häuschen geführt, wo sie einsam wohnen musten. In der Kirche ward

der Aussätzige von Andern getrennt, man las ihnen eine Todtenmesse als ob sie schon verstorben wären. Ihre Hütten wurden elendig auf vier Pfähle gebaut, oft an das Meeresufer, oft an die große Heerstraße. Sie musten schellen (oder klappern) um Vorübergehende zu warnen, daß sie sich ihnen nicht nähern möchten; auf der andern Seite lag ihr Hut oder eine Schale, um deren Mitleid anzusprechen. Weiber und Männer trennten sich, wenn eines von ihnen der Aussatz befiel; Ritter und Frauen wurden aus ihrer Burg verstoßen und von ihrer Dienerschaft verlaßen." So in der mitgetheilten Legende von Amicus und Amelius, wo der Aussatz nicht, wie ich nach den sieben weisen Meistern angenommen habe, von dem Gifttrank herrührt, sondern den Amicus als un-

mittelbare Strafe Gottes trifft und ihm erst den Haß seines Weibes zuzieht. Mit dem ebenfalls von den sieben weisen Meistern entlehnten Zuge, daß sich Amicus unter die Aussätzigen vor die Pfalz seines Freundes setzt, hat große Aehnlichkeit die bekannte Stelle im Frauendienst des Ulrich von Liechtenstein, der sich um seine Herrin zu sehen, in einen Aussätzigen verkleidet und so sehr ihm auch vor den Siechen graust, sich mitten unter sie vor die Burg seiner Geliebten setzt, und aus einer Schale mit ihnen speist.

Die Heilung des Aussatzes durch Blut kommt schon in der mosaischen Gesetzgebung vor, wo der Aussätzige gereinigt wird, indem von zwei Vögeln der eine „am fließenden Waßer" geschlachtet, der lebendige in dessen Blut getaucht, und nachdem der Aussätzige

siebenmal damit besprengt worden, in Freiheit gesetzt wird, gleichsam um die Sünde mit sich hinwegzunehmen. Etwas Aehnliches geschah beim jährlichen Sühnopfer mit zwei Böcken, von denen der eine geschlachtet und der andere als Sündenbock in die Wüste geführt ward. Offenbar liegt diesem Opfergebrauch derselbe Gedanke zu Grunde, dem wir später im Volksglauben wieder begegnen, der nämlich, daß sich das Reine für das Unreine hingeben, d. h. opfern müße, wodurch entweder die Reinheit auf das Unreine oder die Unreinheit auf das Reine übertragen wird. Diese mythische Vorstellung der heidnischen Völker ist zugleich eine echt christliche, denn wir selber werden durch Christi Blut entsühnt und gereinigt, und wie die Blindheit mit dem Aussatz gleichbedeutend ist

und beide mythisch das menschliche Elend darstellen, so heilte das Blut, das aus Christi Wunden floß, das blinde Auge des gläubigen Longinus.

Alles Reine hat nach der Sage heilende Kraft: zunächst geheiligtes oder geweihtes Waßer, das Bad im Jordan, dem geheiligten Fluß (im Christenthum die Taufe), oder im Jungbrunnen, womit die Sage vom heilenden Lebenswaßer zusammenhängt; ferner der reine vom Himmel gefallene Thau; der Athem und die Lebenswärme frischer Jugend, wodurch Abgelebten Jahre zuwachsen, endlich das bloße Berühren eines heiligen Gegenstandes, daher das Handauflegen u. s. w. Hiemit vergleiche man die dritte Legende von der heiligen Odilie, die sogar dem Saum ihres Gewandes die heilende Kraft beilegt.

Für das wirksamste Mittel hielt aber der Glaube der Völker das reine Blut einer Jungfrau oder eines Kindes, doch wie es scheint nur dann, wenn es als freiwilliges Opfer dargebracht ward, wie sich unsere Jungfrau aus freiem Entschluß für den armen Heinrich opfert und nach des Arztes ausdrücklichen Worten die Heilung nicht erfolgt, wenn die Heilung eine erzwungene ist. In der Sage von Amicus und Amelius kommt es nicht auf den Willen der geopferten unschuldigen Kinder, die noch zu jung sind, einen Willen zu haben, sondern auf den freien Entschluß der Eltern an. In dieser geforderten Freiheit des Entschlußes liegt es auch, warum die Sage von den beiden Freunden mit der andern, wo sich Gemahl für Gemahl opfert, wie schon Grimm bemerkt hat, in höherm

Sinne gleichbedeutend ist, während in andern Mythen, wo diese Freiheit fehlt, nicht nur die Heilung ausbleibt, sondern die ganze Sage wie im Blaubart einen völlig verschiedenen Charakter annimmt.

Die heilende Eigenschaft des Bluts ist mehr als ein bloßer Aberglaube: die neueste Heilkunst ist zu ihr zurückgekehrt, wenn sie auch ein bloßes Besprengen mit demselben nicht für hinreichend hält, vielmehr ein wirkliches Einströmen und Ueberleiten in die Adern des Kranken erfordert. In der alten Zeit, wo man noch Bäume, Kräuter und Pflanzen für belebt und begeistet hielt, muste der Saft derselben dem Blute der Thiere gleich gesetzt werden und schon die Heilkraft der Pflanzensäfte hätte einen sichern Schluß auf die heilende Eigenschaft des Blutes verstattet. Wie indes in der

ältesten Zeit die Ausübung der Heilkunst mit dem Gottesdienst zusammenfiel, und damals ein Opfer hieß, was wir jetzt ein Heilmittel nennen, die Blutopfer aber wahrscheinlich die ältesten waren, so ist auch wohl ein solcher Schluß von den alten Völkern selbst nicht gemacht worden, sondern es war ihre ursprüngliche Anschauung, daß in dem Blute der Thiere, wie in dem Saft der Kräuter und Pflanzen das Leben derselben ruhe und darum maßen sie ihm belebende und heilende Kraft bei. Wenn wir hienach Grimm, der in dem Mythus von dem armen Heinrich eine uralte Opfersage und in dem Arzt unseres Gedichts einen heidnischen Opferpriester erkennt, der mit gezucktem Schwerte dasteht, hierin beistimmen, so scheint es uns doch weniger unzweifelhaft, wenn

er hinzufügt, die Unterbrechung des Opfers, wo Gott an dem reinen Willen sein Genüge hat und wie einst dem Abraham, der seinen Sohn opfern will, die Ausführung erläßt, sei eine spätere mildere, und menschlichem Gemüthe erwünschte Ansicht des Ausgangs: wofern dieß so zu verstehen ist, daß nicht schon in dem alten heidnischen Sinne ein solcher Ausgang begründet gewesen: denn auch Iphigenien entzog die Wolke der Göttin dem Opfermeßer und in Amicus und Amelius, wo die Kinder wirklich geopfert werden, ist deren Wiederbelebung und der rothe Faden um ihren Hals gewiss ein eben so alter Zug als irgend ein anderer der Sage. In denjenigen Mythen, welche schon den Willen des Opfers zur Bedingung der Heilung machen, kann es

wenigstens nicht mehr als ein fremder, späterer Zug betrachtet werden, wenn die Gottheit den Willen für die That nimmt und des Opfers nicht begehrt. Dagegen durchaus neu und eine rein christliche Wendung der Sage scheint es uns, wenn Hartmann das Opfer nicht durch den Gott, sondern durch den Opferer, zu dessen Heilung es geschehen sollte, unterbrechen läßt, wonach die dennoch erfolgende Genesung nun in Rücksicht auf die Jungfrau wohl so betrachtet werden kann, als ob Gott den Willen für die That genommen habe, während sie in Bezug auf den armen Heinrich vielmehr zum Lohne für seine Entschließung geschieht, lieber zu sterben, als dem Tod eines so lieben Geschöpfs seine Genesung zu verdanken; für diese Erfindung, die wahrscheinlich

Hartmann selber angehört, gebührt ihm das höchste Lob.

Der arme Heinrich nennt die Jungfrau scherzend sein Gemahl und vermählt sich ihr gleichsam durch die geschenkten Ringe. Hieraus scheint Grimm zu schließen, daß in der ältern Opfersage, welche der spätern, von Hartmann benutzten Ueberlieferung zu Grunde lag, eine Frau sich für ihren Gemahl hingegeben habe und dieser Zug in unserm Gedicht nur eine anders begründete Erinnerung des ursprünglichen Zusammenhangs sei. Die Vergleichung der Sage mit der von Admet und Alceste, die sich auch für ihren siechen Gemahl hingiebt, mit der von König Robert in der ersten Romanze des Anhangs bestätigt diese Vermuthung.

Berlin 1830. K. S.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co.
in Altenburg.

Altenburg.
Pierer'sche Hofbuchdruckerei.
Stephan Geibel & Co.

1875.